GEBURTSHÜLFLICHE
BRIEFE.

GEBURTSHÜLFLICHE

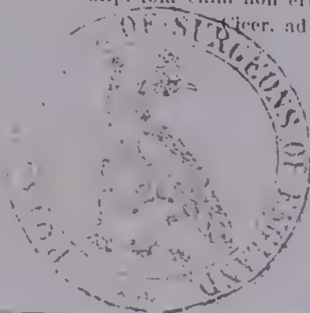
BRIEFE

VON

EDUARD CASP. JAC. VON SIEBOLD,

Doctor der Philosophie, Medicin und Chirurgie,
Professor der Medicin und Geburtshülfe in Göttingen,
Comthur des H. Sächs. Ernestinischen Hausordens, des K. Preuss. rothen Adlerordens
dritter Classe, des K. Hannov. Guelphen- und des Kurf. Hess.
Wilhelms-Ordens Ritter.

„Epistola enim non erubescit."
Cicer. ad divers. lib. V. ep. 12.



BRAUNSCHWEIG.
DRUCK UND VERLAG VON FRIEDRICH VIEWEG UND SOHN.
1862.

VORWORT.

Was der Verfasser nachstehender Blätter gewollt, das hat derselbe gleich im Anfange seines ersten Briefes niedergelegt, und dadurch seine Leser, wie er hofft, auf den Standpunkt geführt, von dem aus er seine Briefe beurtheilt zu wissen wünscht. Einer eigenen Vorrede, wie sie wohl sonst ein Verfasser seinem Buche mit auf den Weg giebt, bedarf es demnach nicht, und so sollen diese wenigen Zeilen, die den Briefen selbst vorausgeschickt werden, nur insofern als Vorwort gelten, als sie das Wort vor allem an den wirklichen Leser, nicht aber an eine fingirte Person richten.

Der Plan zu diesen Briefen war lange fertig, es bedurfte nur eines äusseren Anstosses, und den fand ich leider! in einem Unwohlsein, das mich verhinderte, im Spätsommer und Herbste die sonst gewohnten Reisen zu unternehmen. Statt dieser blieb ich mit grosser Resignation, und wer meine Reiselust kennt, weiss. was das

sagen will, in meinem Studirzimmer, arbeitete unausgesetzt an nachstehenden Briefen und hatte bald die Freude, dass ich vorwärts kam, und wie ich bestimmt hatte, sie dem Druck übergeben konnte, wobei ich bemerken muss, um dem Vorwurfe der Eilfertigkeit zu entgehen, dass das Meiste seinem Inhalte nach über dreissig Jahre in meinem Innern mir vorschwebte und nur in eine gewisse Form gebracht und niedergeschrieben zu werden brauchte: betrifft ja dasselbe mein so lange in Händen gehaltenes Fach und die Grundsätze, welche mich bei der Ausübung meines Berufes geleitet haben.

Dass ich für meine Arbeit die leichtere Briefform gewählt, dazu hatte ich meine guten Gründe: nur muss ich mich hinsichtlich des auf dem Titelblatte gewählten Spruches aus Cicero's Briefen: „Epistola enim non erubescit" wohl erwehren, dass ich denselben nicht im Ciceronianischen Sinne wählte: wenn einer oder der andere meiner Leser in seinem Cicero den Brief läse, woraus diese Worte entliehen sind, so würde er einen schönen Begriff von Dem bekommen, was ihm in meinen Briefen zu hören zugemuthet werden sollte. Die Briefform, so erkläre ich für mich Cicero's Worte, ist für manche wissenschaftliche Untersuchung eine sehr gefällige Form; sie verträgt (non erubescit), als eine schmiegsame, Abschweifungen aller Art und erleichtert dem Leser sehr das Verständniss, da sie eben dem Briefsteller gestattet, zur Erklärung seines Vorgebrachten nach allen Rich-

tungen sich zu wenden und Dinge heranzuziehen, die in einem mit streng entsprechendem Stile abgefassten wissenschaftlichen Werke nicht Platz finden können. Der Freund unterhält sich im Briefe mit dem Freunde und diese Unterhaltung nimmt einen traulichen, aufrichtig gemeinten Charakter an: ja selbst das Humoristische darf nicht ganz aus solchen brieflichen Mittheilungen, wenn sie sich auch um die Wissenschaft bewegen, verbannt sein. Belehrung und heitere Unterhaltung sollen daher zu gleicher Zeit geboten werden und dessen darf sich der Brief nicht schämen (non erubescit). Endlich kann auch kein Brief immer dem andern gleich sein: es werden auch schwächere, weniger fesselnde sich unter die Zahl der geschriebenen mischen, wie das bei jedem Briefwechsel der Fall ist, also auch bei dem wissenschaftlichen: das darf auch der Brief oder die Briefform nicht verschmähen (non erubescit). Dafür müssen das nächste Mal andere und bessere entschädigen.

Somit habe ich meinen verehrten Lesern die Erklärung meines gewählten Motto's gegeben. Mögen sie das Wohlwollen und die Nachsicht, womit sie manche meiner früheren Schriften aufgenommen, auch den Briefen, die ich ihnen hier vorlege, schenken und mir ein freundliches Andenken bewahren.

Göttingen, im October 1861.

Dr. Eduard v. Siebold.

INHALT.

ERSTER BRIEF.

ZWEITER BRIEF.

DRITTER BRIEF.

VIERTER BRIEF.

FÜNFTER BRIEF.

SECHSTER BRIEF.

SIEBENTER BRIEF.

ACHTER BRIEF.

NEUNTER BRIEF.

ZEHNTER BRIEF.

ELFTER BRIEF.

ZWÖLFTER BRIEF.

DREIZEHNTER BRIEF.

VIERZEHNTER BRIEF.

FÜNFZEHNTER BRIEF.

SECHZEHNTER BRIEF.

SIEBENZEHNTER BRIEF.

ACHTZEHNTER BRIEF.

NEUNZEHNTER BRIEF.

ZWANZIGSTER BRIEF.

EINUNDZWANZIGSTER BRIEF.

ZWEIUNDZWANZIGSTER BRIEF.

ERSTER BRIEF.

Zweck der Briefe. — Biographie des Verfassers. — Kinderjahre in Würzburg. — Erste Erziehung. — Musikalischer Unterricht. — Erlernung eines eigenthümlichen Instrumentes. — Gymnasialbildung. — Entomologische Studien; Ignaz Döllinger. — Erinnerungen an die Napoleonischen Zeiten. — Bombardement von Würzburg 1813. — Reisen nach Regensburg und München. — Umsiedelung nach Berlin 1816. — Tod der Mutter. — Gymnasium des grauen Klosters. — Meine Lehrer. — Turnfahrt mit Jahn nach Rügen. — Abgang zur Universität 1820.

Göttingen, 24. Juli 1861.

Mein theurer junger Freund!

Sie verlangen von mir Mittheilungen, die Geburtshülfe betreffend, aber nicht in streng wissenschaftlicher Form, wie uns solche die betreffenden Lehrbücher in hinreichender Menge darbieten, sondern Sie wollen Ansichten über Geburtshülfe lesen, wie sie sich bei einem alten Fachgenossen in einer langen Reihe von Jahren, abgesehen von jeder Bücherweisheit und theoretischer Beimischung gebildet haben, Sie wollen Erfahrenes, Sie wollen wirklich Erlebtes hören, um daraus urtheilen zu können, wie sich die Praxis zur eigentlichen Theorie verhält, und ob beide immer in harmonischer Einigkeit mit einander wandeln. Gern erfülle ich Ihr Verlangen und

verspreche Ihnen eine Reihe von Briefen, welche geburtshülfliche Gegenstände berühren sollen, nicht wie sie sich in der Theorie, sondern wie sie sich in der Praxis darstellen. Ich möchte aber betonen, wie sie sich mir dargestellt haben, denn hier kommt die individuelle Lebensanschauung in Betracht, und das Horazische „jurare in verba magistri“ fällt bei den Mittheilungen eines Mannes in meinen Jahren ganz weg. Darum aber ist es nothwendig, dass ich Sie, theurer Freund, mit dieser Individualität zuvörderst etwas genauer bekannt mache: Sie sollen zuerst hier aus meinem Leben Einiges zu hören bekommen, wozu ich zwei Gründe habe. Einmal führe ich Sie so auf denjenigen Standpunkt, von welchem aus ich wünschte, dass Sie diese Mittheilungen betrachten: was der Mensch geworden, und wie er es geworden, das liegt in seinem früheren Lebenslaufe, liegt in dem Geschicke, das sich ihm zur Seite gestellt, und darum müssen Sie auch von mir hören, wie der Gang meines ganzen Lebens gewesen, welchen Schicksalen ich unterworfen ward.

„Distat enim, quae
Sidera te excipiant modo primos incipientem
Edere vagitus et adhuc a matre rubentem;“

wie die Entwickelung meiner geistigen Fähigkeiten zu Stande gekommen, welchen Männern ich dieselbe verdanke u. s. w. Das geht Sie an: aber der zweite Grund, welcher mich zu einer kurzen Beschreibung meines Lebens antreibt, geht mich an. Es ist der, dass diese von mir selbst und nicht von Andern, etwa als Nekrolog, angefertigt wird. Das „*Γνῶθι σεαυτόν*“ ist mir immer hoch und theuer gewesen: ich werde es auch in diesen biographischen Notizen, ja in allen meinen an Sie gerichteten Briefen auf das Strengste befolgen, und somit

kann Jeder, dem Sie diese Lebensskizze zu lesen geben, überzeugt sein, er erfährt nur die Wahrheit, die in eigentlichen Nekrologen nicht immer zu Tage kommt und zu Tage kommen kann. Ich hatte längst vor, wie Sie wissen, meinen eigenen Nekrolog, etwa für die von mir mitredigirte Monatsschrift zu schreiben, und dieselbe versiegelt an die Redaction zu senden: die sich mir in den Briefen dargebotene Gelegenheit überhebt mich jenes Vorsatzes, und so mag denn demnächst die Redaction unserer Monatsschrift, wenn sie mein Ableben anzeigt, dies in kurzen Worten thun und hinzufügen: „Des Nekrologs überhebt uns die eigene Mittheilung des Verfassers über sein Leben in dessen geburtshülflichen Briefen."

Die Abschnitte, welche ich in meinem Leben eintreten lasse, stelle ich hier an die Spitze der Biographie selbst: 1. Meine Jugendzeit, verlebt in meiner Vaterstadt bis 1816 und in Berlin bis 1820. 2. Meine Universitätsjahre in Berlin und Göttingen bis 1827. 3. Mein Privat-Docenten-Leben in Berlin bis Herbst 1829. 4. Mein Professors-Leben in Marburg bis Ostern 1833 und 5. in Göttingen, bis den heutigen Tag.

Einer ärztlichen Familie entsprossen, ward ich den 19. März 1801 in Würzburg geboren. So weit die Kenntniss meiner Familie reicht, war schon mein Urgrossvater Stadtchirurg und Senator in Niedeggen, einer Stadt im Jülich'schen, mein Grossvater, der berühmte Chirurg Carl Caspar, Professor der Anatomie und Chirurgie, Oberwundarzt am Juliushospitale zu Würzburg, auf einem Kupferstiche genannt: „Chirurgus inter Germanos princeps," gestorben 3. April 1807. Seine vier Söhne widmeten sich alle der Heilkunde: der älteste, Christoph, war Professor der Physiologie, der ärztlichen Klinik und Geburtshülfe in Würzburg, gestorben 15. Ja-

nuar 1798; der zweite, Damian, starb als Medicinal-Director in Darmstadt den 6. December 1828; der dritte, Barthel, Nachfolger seines Vaters am Juliushospitale, starb am 28. Januar 1814, und der jüngste, Adam Elias, Professor der Geburtshülfe in Würzburg bis 1816, starb am 12. Juli 1828 als Professor desselben Fachs in Berlin. Dieser jüngste Sohn war mein Vater: er vermählte sich mit der ältesten Tochter des fürstlich Thurn- und Taxis'schen Leibarztes und Geheimen Raths Dr. Jac. Christ. Gottl. Schäffer in Regensburg, so dass auch von mütterlicher Seite meine Abstammung eine ärztliche war. Auch die jüngeren Mitglieder meiner Familie widmeten sich dem ärztlichen Stande: der einzige Sohn meines Oheims Christoph ward Arzt und machte sich dann, in holländische Dienste tretend, als Naturforscher durch seinen langen Aufenthalt in Japan einen Namen; der älteste Sohn des Darmstädter Oheims Damian ward in seiner Vaterstadt ein tüchtiger Chirurg (gestorben 1860); zwei Söhne des Barthel sind ebenfalls Aerzte, und mein einziger jüngerer Bruder Carl ist Professor der Zoologie und vergleichenden Anatomie in München. Ja sogar weibliche Mitglieder meiner Familie widmeten sich dem ärztlichen Stande: die Frau meines Darmstädter Oheims Damian studirte bei meinem Vater in Würzburg Geburtshülfe und übte sie hernach in Darmstadt aus: ihre Tochter erster Ehe, Charlotte Heiland, genannt von Siebold — ihr Stiefvater hatte sie adoptirt — studirte in Göttingen und erwarb sich dann in Giessen die Doctorwürde der Geburtshülfe durch öffentliche Vertheidigung von Thesen und Herausgabe einer Dissertation (1817), und prakticirte seitdem in Darmstadt, bis sie vor ein paar Jahren starb. Ich habe Ihnen, theuerster Freund, mit Absicht

diese ärztliche Genealogie ausführlicher geschrieben, um zu beweisen, dass Oken einst mit Recht von einer Asklepiaden-Familie der Siebolde sprechen konnte.

Meine Kinderjahre verlebte ich im elterlichen Hause zu Würzburg, und mein Vater liess es an nichts fehlen, dem Sohne theils durch tüchtige Hauslehrer, theils durch den gehörigen Elementarunterricht in den lateinischen Schulen der Vaterstadt die erste Bildung geben zu lassen. Sinn für die Musik wurde mir sehr früh schon beigebracht und ich erinnere mich sehr wohl, dass ich bereits als neunjähriger Knabe mit einem Concerte von Sterkel (C-dur, Op. 20) auf dem Flügel öffentlich mich hören lassen konnte. Später ward auch die Violine gelernt und ich wirkte in den Concertvereinen des ausgezeichneten Professors Fröhlich, dem Würzburg damals in musikalischer Beziehung unendlich viel verdankte, fleissig mit. Eines eigenen Unterrichts muss ich noch erwähnen, dessen Bedeutung mir damals nicht klar war, die ich aber später sehr wohl verstand. Mein Vater liess mir Unterricht auf der Trommel von einem Stadttambour geben: ich erfuhr den Sinn dieser eigenthümlichen Lehrstunden später, sie sollten meine Handgelenke ausbilden und haben auch ihren Zweck trefflich erreicht. Daher ist mir aber auch die Liebe für diese Fell- und Rasselinstrumente bis in mein spätes Alter geblieben: ich habe die Pauken zu meinem Lieblingsinstrumente erkoren, und ich kannte kein grösseres Vergnügen, als bei öffentlichen Aufführungen meine geliebten „Timpani" zu schlagen, wozu mir der spätere Aufenthalt in Berlin Gelegenheit genug darbot. War ich doch daselbst anderthalb Jahre als Volontair bei dem dortigen Hofopern-Orchester eingetreten und verschaffte mir dadurch musikalische Genüsse, die ich

sonst hätte entbehren müssen, da mich mein Vater ziemlich knapp hielt, abgesehen davon, dass ich auch meine musikalischen Kenntnisse ausbildete. Freilich vergeudete ich damit viel Zeit, da nicht allein die Aufführungen, sondern auch die Proben mich in Anspruch nahmen: ich muss aber zu meiner Entschuldigung anführen, dass diese Liebhaberei hauptsächlich in das Jahr fiel, wo ich als Studiosus medicinae meine freiwilligen Kriegsdienste abmachte, während welcher vom Studium doch nicht viel die Rede war. Aber auch später, als Professor, konnte ich dieser unschuldigen Freude nicht ganz entsagen und wirkte oft in öffentlichen Concerten mit. Ich musste hier dieser Paukenliebhaberei um so mehr erwähnen, damit meine Freunde und Bekannte, die sich oft verwunderten, wie ich bis in mein spätes Alter diese „Tympanomanie“ beibehalten, den Ursprung derselben kennen lernen.

Zum Gymnasium reif bezog ich dasselbe 1812 und genoss hier einen recht tüchtigen Unterricht in den alten Sprachen, welche, damals auf dem Würzburger Gymnasium von geistlichen Herren geleitet, vorzüglich betrieben wurden. Weniger wurden neue Sprachen cultivirt: doch halfen hier Privatstunden nach. Als Nebenbeschäftigung trieb ich Entomologie und gedenke noch mit Freuden der lehrreichen Excursionen, welche ich mit meinem Jugendfreunde, Ignaz Döllinger, jetzigem Domprobste und grossem Kirchenlichte in München, in der Würzburger Gegend unternahm. Ob sich mein lieber Ignaz, den ich seit 1816 nicht wiedergesehen, wohl auch noch dieser herrlichen Stunden erinnert? Ob er noch daran denkt, dass wir in seines Vaters Hause als Gymnasiasten einst auf einem Liebhabertheater die Jungfrau von Orleans verarbeiteten, er, damals schon in ge-

harnischter Rede den Graf Dunois herabdonnerte, während ich den friedeliebenden Du Chatel spielte? — So verging unter harmlosen Jugendbeschäftigungen meine Zeit in Würzburg: es war eine grosse politische Zeit, die aber den Knaben wenig berührte; der Mann, in dessen Händen damals die Weltgeschichte lag, diente uns Knaben nur zum Vergnügen: da gab es öffentliche Aufzüge, so oft er unsere Stadt berührte, feierlichen Empfang, wobei auch die liebe Schuljugend sich betheiligen musste — in meiner Schule hatte sich eine Musikbande gebildet, in welcher ich als Pauker fungirte — wir sahen die Durchmärsche der grossen Armee, ergötzten uns an der kriegerischen Musik, gefielen uns in der Eitelkeit, französisch mit unserer Einquartierung zu sprechen und sie als Führer durch die Stadt zu geleiten, bis dann gegen Ende October 1813 das Bombardement der Stadt durch den bayerischen General Wrede, welcher mit der bayerisch-österreichischen Armee nach der Schlacht bei Leipzig vor Würzburgs Mauern erschien, uns auch die Schrecken des Krieges kennen lehrte. Noch heute klingt das Pfeifen der Kugeln in meinen Ohren und ich höre jenes grausige Geprassel, wenn dieselben über das Strassenpflaster einherrollten. Wir flüchteten in die Keller, jeden Augenblick fürchtend, eine Bombe oder glühende Kugel schlüge in unser Haus ein, was indessen nicht geschah. Doch waren schon am andern Tage alle diese Schrecknisse vergessen, als die Stadt vom französischen Generale, welcher sich in die Citadelle zurückzog, übergeben wurde, und nun die Oesterreicher und Bayern in die Stadt einrückten und theils einquartiert wurden, theils auf den Strassen bivouakirten. Am andern Tage zogen sie dem Rheine zu, wo dann die Schlacht bei Hanau geschlagen wurde. Nun kamen die Wagen mit Ver-

wundeten: es wurden Gefangene eingebracht, welche in den Kirchen ihr Unterkommen fanden: wir Knaben vertheilten Brot unter sie; Lazarethe wurden eingerichtet, neue Truppen zogen durch, es erschienen nun Russen mit ihren Kosaken und Baschkiren: wie früher an die Franzosen, so schloss sich jetzt die liebe Jugend an diese Letzteren an, welche uns Bogen und Pfeile schnitzten und gegen unser Taschengeld verkauften. Allmälig verstummte der Kriegslärm; das Frühjahr 1814 brachte den Frieden und ungestört verfloss die folgende Zeit, da das Ende des letzten Versuchs Napoleon's, seine alte Herrschaft wieder zu gewinnen, jenseits des Rheins herbeigeführt wurde.

Als schönste Erinnerungen aus der damaligen Zeit sind mir noch die Reisen geblieben, welche ich mit den Eltern nach Regensburg zu dem Grossvater Schäffer machte: es wurden gewöhnlich die Herbstferien und dann gleich mehrere Wochen dazu verwendet. Im Jahre 1814 durfte ich mit meinem Vater nach München reisen, von welchem Aufenthalte mir noch die Gestalten mancher Berühmtheiten im Gedächtnisse geblieben sind, so Schelling, Spix, vor Allem aber der ehrwürdige Soemmerring, zu welchen Männern ich meinen Vater begleiten durfte. Auf der Rückreise ward dann noch die alte Universität Landshut besucht, die zwölf Jahre darauf nach München verlegt wurde: ich entsinne mich noch genau des Besuchs bei dem berühmten Chirurg Walther, so wie mir die Bekanntschaft des grossen Geographen Mannert von hohem Interesse war.

So kam das Jahr 1816 herbei, welches auf einmal unser ganzes Lebensgeschick ändern sollte. Der Vater folgte im Herbste des genannten Jahres einem Rufe als Professor der Geburtshülfe an die Universität Berlin

und wir verliessen im October die liebe Vaterstadt, um nach Berlin überzusiedeln, wo wir am 18. October 1816 eintrafen.

Ich war mit diesem Wechsel, welcher mich auf einmal in ganz neue Verhältnisse einführte, vollkommen zufrieden; mitten aus dem Gymnasialcursus meiner Vaterstadt entfernt, musste ich diesem sofort wieder übergeben werden: ich trat in Berlin unter die Schüler des grauen Klosters, eines vortrefflichen Gymnasiums mit ausgezeichneten Lehrern, denen ich unendlich viel verdanke. Wie sehr dieses Gymnasium das von mir in Würzburg besuchte überragte, geht daraus hervor, dass ich in letzterem Orte nur noch ein Jahr bis zur Entlassung auf die Universität vor mir hatte, während ich auf dem Berliner Gymnasium noch bis Ostern 1820 verweilen musste. Zwar fühlte ich mich in den alten Sprachen meinen Berliner Mitschülern weit voraus, aber in allen anderen Wissenschaften, im teutschen Stil, der Geschichte und Mathematik standen sie mir vor, und ich hatte Mühe genug, ihnen nachzukommen. Besonders blieb ich in der Mathematik stets zurück, ich konnte dieser Wissenschaft nie Geschmack abgewinnen: vielleicht liegt darin der Grund, dass ich später nie den Trieb in mir gefühlt, neue Instrumente für die Geburtshülfe zu erfinden, so dass ich das Armamentarium obstetricium auch nicht mit dem kleinsten Beitrage bereicherte, was ich selbst aber für kein Unglück ansehe. Fleiss und Beharrlichkeit brachte mich bald in allen Lehrzweigen auf die gleiche Stufe mit meinen Mitschülern: nur in der Mathematik wollte es mir nicht gelingen nachzukommen, und in der That gaben mich meine Lehrer darin gänzlich auf, was ich daran merkte, dass sie mich mit Examiniren und dergl. gänzlich verschonten, mir auch später im sogenannten

Abiturientenexamen gütiger Weise nur die allerleichtesten Fragen vorlegten.

Leider traf uns gleich in den ersten Wochen des Berliner Aufenthalts der harte Schlag, die theure Mutter zu verlieren: sie erlag den 8. December 1816 einem Nervenfieber, da die Eltern in so leichter Weise, wie ich, den Tausch des Nordens mit dem Süden nicht vertrugen. Besonders empfand mein Vater sehr bald die vollste Reue, eine Stellung in Würzburg aufgegeben zu haben, in welche er sich sicher und fest hineingelebt hatte: er besass das volle Vertrauen des Publikums, hatte für sein Lehramt eine wohleingerichtete Anstalt, die er selbst gegründet hatte, er hatte ein eigenes Haus mit schönem Garten verlassen: in Berlin musste er, wie er selbst so oft äusserte, wieder von vorne anfangen, er sah sich in seinem Lehramte durch den Mangel einer geburtshülflichen Anstalt gehemmt, die er erst für die Universität gründen sollte, das Vertrauen des Publikums besassen Andere. Eine für den Augenblick gefundene Wohnung war klein und nicht genügend; alle diese Hemmnisse und Ursachen zu Klagen fanden ihren letzten Ausgangspunkt, wie natürlich, der theilnehmenden Hausfrau gegenüber und so ward diese auf das Krankenlager geworfen, von dem sie nicht wieder erstand. Fünf Kinder, zwei Söhne und drei Töchter, die jüngste $2^3/_4$ Jahre alt, beweinten den Verlust dieser trefflichen Frau: vor allen sah sich aber der Vater seiner besten Stütze beraubt, und es bedurfte langer Zeit, ehe er sich von diesem Schlage, der ihm den neuen Aufenthaltsort noch unangenehmer machte, erholen konnte. Allmälig nur fand er sich in seine neue Lage; die Errichtung einer Gebäranstalt ging vor sich und bot nun Gelegenheit genug zu Beschäftigung und Arbeit: von allen Seiten strömten Schüler nach Berlin, um sich

in dem Fache der Geburtshülfe weiter auszubilden oder die letzte Weihe zu erhalten: an Hülfe suchendem Publikum fehlte es auch nicht, und so waren, wenigstens äusserlich, alle Verhältnisse von der Art, dass sie den Vater allmälig zufrieden stellen konnten. Der Sohn fand sich längst glücklich in der grösseren Ungebundenheit, in welcher er sich selbstverständlich in der umfangreichen Stadt bewegen konnte. In Würzburg strenge Beaufsichtigung in und ausser dem Hause: strenge Schulgesetze, die dem Schüler kaum die mindeste Freiheit gestatteten, pedantisches wörtliches Auswendiglernen, welches den Schülern die betreffende Wissenschaft im höchsten Grade verleidete; in Berlin von Allem das Gegentheil, aber gerade, weil die Strenge der Gesetze wegfiel, war auch von dem „nitimur in vetitum" keine Rede: unter uns Schülern herrschte der grösste Fleiss, der sich namentlich auch in den häuslichen Studien zeigte, wo ausser den Auctoren, die in der Schule interpretirt wurden, auch manche andere gemeinschaftlich mit ein paar Freunden gelesen wurden. Unsere Lehrer waren uns gern dabei behülflich, halfen gern aus, wo wir Anstand fanden, und unterstützten, wo sie nur konnten, mit Rath und That unsern häuslichen Fleiss. Ich nenne von meinen Lehrern den Director Bellermann, die Professoren Fischer, Giesebrecht, Heinsius, Köpke, Stein, Walch, Namen, die noch jetzt in der gelehrten Welt einen guten Klang haben. Mich zogen besonders die philologischen Vorträge von Walch an, welcher mit der tiefsten Gründlichkeit der Sprachkenntniss eine genaue Exegese der Auctoren verband, und der mich noch ganz speciell in Privatstunden mit ein paar Freunden im Griechischen unterrichtete. Wir lasen Herodot's Musen bei ihm: genussreiche Stunden!

Auch mit Köpke, dem Uebersetzer des Plautus, verkehrte ich viel, da er mich gütig unter die Besucher seines Hauses aufgenommen hatte: die Correctur des zweiten Bandes seiner Uebersetzung überliess er mir allein. So bildete sich bei mir auf dem Gymnasium die Lust aus, mich dereinst ganz den philologischen Studien zu widmen: ich dachte an keine andere Wissenschaft. als an die mir so lieb gewordene Philologie, las fleissiger als je im letzten Jahre meines Gymnasialaufenthaltes die alten Auctoren, fing an, selbst Privatstunden an jüngere Schüler zu geben, was mir nebenbei ein hübsches Sümmchen Taschengeld einbrachte, kurz ich sah mich schon im Geiste an einem Gymnasium oder auf dem philologischen Katheder einer Hochschule nach Ablauf der Universitätsjahre thätig, ohne daran zu denken, dass ich mit den Plänen meines Vaters, der mich der Medicin bestimmt hatte, einen harten Kampf würde zu bestehen haben. Er blieb nicht aus, dieser harte Kampf, der mich das Aufgeben meines Lieblingsgedankens kostete: mit schwerem Herzen that ich Letzteres und entschloss mich, den Wünschen meines Vaters nachgebend, Medicin zu studiren; aber nie habe ich jene mir lieb gewordenen Studien aufgegeben, ich habe sie bis zur heutigen Stunde fortgetrieben, sie haben in schweren Stunden oft tröstend und mich erheiternd mir zur Seite gestanden, selbst meine medicinischen Studien gehoben und mir immer Cicero's Worte ins Gedächtniss gerufen: „Haec studia adolescentiam agunt, senectutem oblectant, secundas res ornant, adversis perfugium ac solatium praebent, delectant domi, non impediunt foris, pernoctant nobiscum, peregrinantur, rusticantur.“ Ostern 1820 verliess ich nach überstandenen Examinibus das Gymnasium mit dem Zeugnisse der Reife versehen und

ward als Studiosus medicinae an der Universität Berlin immatriculirt.

So war ein grosser Abschnitt meines Lebens hinter mir, der Abschnitt der Vorbildung und Vorbereitung zum künftigen akademischen Studium: ich hatte denselben, besonders in den letzten Jahren, ernst genug genommen und konnte mit Befriedigung auf denselben zurückblicken. Glauben Sie aber ja nicht, liebster Freund, dass bloss gearbeitet wurde: Zerstreuung und andere angenehme Beschäftigung bot Berlin genug dar; es ward unter Anderm fleissig geturnt „ut sit mens sana in corpore sano“, ja im Sommer 1817 sogar mit Vater Jahn eine grössere Turnfahrt nach der Insel Rügen unternommen, deren Annehmlichkeit mir jetzt noch in vollem Gedächtnisse steht. Eine zweite grössere Fussreise unternahm ich im Jahre 1819 mit meinem Bruder nach Rostock, wo uns liebe Verwandte, eine Schwester meiner verstorbenen Mutter war daselbst an den Professor medic. Brandenburg verheirathet, mit offenen Armen empfingen. In Berlin selbst bot sich Gelegenheit zur Erholung und zu Vergnügungen genug dar: die liebsten unter den letzteren waren mir die Theaterabende, an welchen uns damals die herrlichen Gluck'schen Opern wieder vorgeführt wurden, oder die classischen Stücke Schiller's, Shakspeare's, letztere mit dem grossen Devrient, in hohes Entzücken versetzten. Dabei wurde die Bekanntschaft der vaterländischen Dichter gemacht: vor allen ward Jean Paul fleissig gelesen, und wie das gewöhnlich von der Jugend geschieht, für ihn auf das Aeusserste geschwärmt. Schiller ward vergöttert und auswendig gelernt, dagegen wollte Goethe, zumal in seiner Prosa, noch nicht recht ansprechen. und stets trat die Jugend, erhob sich jener alte unerquickliche

Streit, auf ihres Schiller's Seite. Sie sehen, bester Freund, es wurden auch andere Dinge getrieben, darüber aber die Hauptsache in keiner Weise versäumt und die Schulstudien den angenehmen Beschäftigungen nicht aufgeopfert. „Sit mixtum utile dulci“ war unser Wahlspruch, und wir haben uns gut dabei gestanden.

Doch ich schliesse für heute. Der Brief ist ohnehin länger geworden, als ich wollte: vergeben Sie das der Redseligkeit des Alters, welches gerne bei Jugend-Erinnerungen verweilt, sobald diese in dem Gedächtnisse, das gerade die frühesten Erlebnisse am festesten hält, einmal hervorgerufen werden. — Leben Sie wohl.

ZWEITER BRIEF.

Das Studium der Medicin wird in Berlin begonnen. — Das erste Jahr sieht mich als Freiwilligen in das preussische Heer, der Dienstpflicht nachkommend, eintreten. — Die einzigen Vortheile meiner kriegerischen Laufbahn. — Wunderbares Spiel des Schicksals. — Meine Berliner Vorlesungen. — Gehülfenstelle bei dem Anatomen Knape. — Ich halte osteologische Vorlesungen. — Rudolphi; Link. — Meine drei medicinischen Lehrer: Berends, Horn, Hufeland. — Alte und neue Medicin. — Geburtshülfliche Studien bei meinem Vater. — Geburtshülfliche Auscultations-Uebungen. — Misslungene Zangenoperation. — Sonstiges Studentenleben in Berlin. — Carl Mayer. — Reisen nach Regensburg. — Mein Grossvater Schäffer daselbst. — Soll weiter in Göttingen studiren.

Göttingen, 26. Juli 1861.

Wenn ich Ihnen, mein liebster Freund, in dem vorigen Briefe den Knaben und Gymnasialschüler vorgeführt habe, so gehe ich nun zu meinen Universitätsjahren über, von denen ich drei und ein halbes Jahr in Berlin, zwei Jahre in Göttingen, und die letzten anderthalb Jahre abermals in Berlin zubrachte. Sieben Jahre auf der Universität studirt! rufen Sie vielleicht aus, das ist ja eine ungemein lange Zeit, woran sich bei Ihnen vielleicht manche mich gravirende Beschuldigungen knüpfen. Ich muss Ihnen zur Erläuterung dieses Punk-

tes daher sagen, dass ich mein erstes Universitätsjahr dazu verwendete, in des Königs „unvergleichlichem“ Heere meiner einjährigen Dienstpflicht, wie das jedem preussischen Unterthan obliegt, der auf die Rechte eines sogenannten Freiwilligen Anspruch machen kann, nachzukommen. Von ernsthaften Studien konnte dabei nicht viel die Rede sein: denn wenn auch König Friedrich Wilhelm III., so oft ihm die eingetretenen Freiwilligen vorgestellt wurden, in seiner lakonischen Sprache zu ihnen sagte: „Tüchtige Soldaten werden, den Dienst ordentlich lernen, dabei die Studien nicht versäumen,“ so konnte sich das Letztere mit der Strenge des Dienstes gerade nicht vertragen. Schon die Recrutenzeit, täglich 4 bis 5 Stunden, sechs bis acht Wochen lang exerciren, dann später Wachdienste und Schildwacht stehen, Nachtposten, Paraden, Felddienst üben, grosse Manoeuvres, Scheibenschiessen u. s. w. nahmen die Zeit so sehr in Anspruch, dass ein regelmässiger Besuch der Vorlesungen nicht stattfinden konnte, und so war mein erstes Universitätsjahr so gut wie verloren. Nur zwei Dinge habe ich vorzugsweise in dieser Zeit gelernt, blinden Gehorsam (Subordination) und die grösste Pünktlichkeit. Habe ich gleich mit den Jahren ersteren bis auf einen gewissen Punkt allmälig wieder abgestreift, so ist mir doch bis auf den heutigen Tag die letztgenannte Eigenschaft geblieben: galt es später irgend einer Verabredung, um die bestimmte Zeit sich zu treffen, am Krankenbette mit Collegen zusammen zu kommen, oder Sonstiges mit Anderen gemeinschaftlich zu unternehmen, ich habe nie warten lassen, sondern war immer der Erste auf dem Platze, so sehr sind mir die dem säumenden Soldaten gewöhnlich dictirten Strafen des Nachexercirens, oder des Erscheinens im Parade-

anzug vor der Wohnung seines Compagniechefs im Gedächtniss geblieben. — Noch gedenke ich aus jener Zeit der wunderbaren Fügung des Schicksals, dass ich nicht selten vor dem Palais des damals in Berlin residirenden Herzogs von Cumberland Schildwacht stehen musste, ohne eine Ahnung davon zu haben, dass es mir einst gestattet sein werde, unter demselben Ernst August, König von Hannover, das Amt eines Professors der Geburtshülfe in Göttingen zu bekleiden. Mein seliger Vater hatte ein Jahr früher (1819) die Gemahlin des Herzogs, die nachherige Königin von Hannover, von einem lebenden Prinzen, welcher bei der Geburt mit der Schulter, dem Arme und der Nabelschnur eingetreten war, durch eine schwierige Wendung entbunden, und dieser Prinz ist mein jetziger König Georg V. Mein Vater, mit der herzoglichen Familie in ärztlicher Verbindung verbleibend, fuhr häufig vor dem Palais vor, dessen Schwellen gerade von dem Sohne als treue Schildwacht gehütet wurden.

Endlich war Ostern 1821 diese kriegerische Zeit zu meiner grössten Freude abgelaufen und der bisherige Alumne des Mars konnte zu den stilleren Musen zurückkehren. Von wissenschaftlichen Beschäftigungen während meiner Dienstzeit trieb ich Botanik bei Link, Anatomie bei Rudolphi und Knape, hörte dabei Geschichte des Mittelalters bei Wilken und — Logik bei Hegel, den ich aber, zumal bei den häufigen Unterbrechungen, nicht im geringsten verstand, ja nicht einmal missverstand. Ich habe daher in späteren Semestern die philosophischen Studien nachzuholen mich bemüht und zu diesem Zwecke die wahrhaft platonischen Vorlesungen über Dialektik bei Schleiermacher mit dem grössten Vergnügen, so wie die Geschichte der alten Philosophie

bei H. Ritter, meinem jetzigen hochverehrten Freunde und Collegen, mit der entschiedensten Theilnahme, die uns dieser berühmte Philosoph einzuflössen verstand, gehört. Meiner alten Neigung zum classischen Alterthum kam ich in der ersten Hälfte meiner Studien in Berlin dadurch nach, dass ich den Theokrit bei Fr. A. Wolf exponiren hörte, Tölken's Vorlesungen über Numismatik und die Vorträge über alte Geschichte bei v. Raumer besuchte. Dabei legte ich mich fleissig auf die medicinischen Fächer: Osteologie, Syndesmologie und Splanchnologie wurden bei Knape wiederholt getrieben, menschliche und vergleichende Anatomie bei Rudolphi, Physiologie bei demselben, Botanik wiederholt, Naturgeschichte, physikalische Erdbeschreibung, Chemie und Pharmacologie bei Link, Pathologie und Therapie bei Berends, Horn und Hufeland, Materia medica bei Osann, Chirurgie bei Rust, so wie Geburtshülfe bei meinem Vater gehört.

Im Winter 1821/22 hatte ich das Glück, in nähere Beziehung zu meinem Lehrer der Anatomie, Knape, zu treten, indem mich derselbe zu seinem Amanuensis annahm, als welcher ich verpflichtet war, ihn auf dem anatomischen Theater bei seinen für die Vorlesungen bestimmten Arbeiten zu unterstützen. Wir haben manchen Winterabend bis 9 Uhr auf der Anatomie gesessen und Präparate für die Vorlesungen am anderen Tage angefertigt, wobei den alten Herrn das künstliche Licht, das gebraucht werden musste, nicht im geringsten störte. Hielt er doch auch seine Vorlesungen über Splanchnologie bei Kerzenlichte, wobei freilich auch nur die Zuhörer auf der ersten Bank etwas sehen konnten. Diese anatomischen Beschäftigungen erweckten in mir die Lust, in dem Hörsaale meines Vaters jeden Sonntag

eine Vorlesung über Osteologie zu halten und ich hatte dabei die Freude, an zwanzig meiner Commilitonen um mich versammelt zu sehen. Eine nach und nach zusammengebrachte osteologische Sammlung unterstützte mich bei diesem Unternehmen, das mir viel Freude und das „Docendo discimus" recht klar machte.

Begeisternd wirkte auf uns der herrliche durchaus freie Vortrag unseres Lehrers Rudolphi, welchen er besonders in seinen Vorlesungen über Physiologie recht geltend zu machen wusste. Dabei unterstützte dieser geliebte Lehrer gern den Einzelnen mit Rath, mit Erläuterung, ja selbst mit den kostbarsten Schätzen seiner ausgezeichneten Bibliothek. und gestattete seinen Schülern zu jeder Zeit Zutritt in sein gastfreies Studirzimmer. Wie gern ging man zu dem freundlichen Lehrer, der sofort, die Hände auf dem Rücken, mit dem Besuchenden die Promenade durch sein grosses Arbeitszimmer begann — nie bot er einen Sitz an — und nun jeglichen Aufschluss, den man begehrte, aus der Fülle seines immensen Wissens mit Freuden gab. Nie ging man ohne Belehrung von diesem trefflichen Manne.

Unter meinen drei Lehrern der speciellen Pathologie und Therapie sprach mich der classisch gebildete, nur in den alten Aerzten lebende Berends ungemein an: bei ihm lernte ich, dass man der Medicin auch eine Seite abgewinnen könne, bei welcher eine classische Bildung sich recht wohl verwerthen liesse; mit dem regsten Interesse hörte ich daher seine in lateinischer Sprache gehaltenen Erklärungen der Aphorismen des Hippokrates, so wie seine Vorträge über Nervenkrankheiten, und bedauerte nur, dass bei dem weitläufigen Plane, nach dem er seine pathologisch-therapeutischen Vorlesungen

hielt, kein Studirender im Stande war, sie alle vollständig zu hören: daher auch die Hefte von Berends viel abgeschrieben wurden.

Einen ganz anderen Standpunkt nahmen die Vorlesungen des berühmten Praktikers E. Horn ein, welcher in einem Jahre spec. Pathologie und spec. Therapie vortrug, erstere im Sommer, letztere im Winter. Eine solche Trennung hat ihre grosse Unstatthaftigkeit: allein bei der bedeutenden Lehrgabe des Vortragenden wusste derselbe so geschickt das Wichtigste des bereits Gelehrten in den Vorlesungen der spec. Therapie gehörigen Orts zu wiederholen, dass dennoch in diesem letzteren Collegium ein vollständiges Ganzes entstand, welches aber auch nur die reine Praxis, wie solche seit einer Reihe von Jahren theils im Hospitale, theils in der Privatpraxis von dem Lehrer war geübt worden, entfernt von jeglichem Schulstaube, enthielt. Wie oft hörten wir die Worte: „Die Schule sagt u. s. w., allein die Erfahrung spricht sich dafür aus, dass u. s. w.“ Wer seiner Schüler erinnert sich nicht der Worte des Meisters: „Die Schule empfiehlt folgende Mittel,“ und nachdem sie alle genannt waren, des niederschlagenden Ausspruchs: „Hilft Alles nichts.“ Dagegen konnte man auf das, was Horn empfahl, sicher bauen: er wählte stets das Einfachste, gab der diätetischen Behandlung ihre gehörige Würdigung, belegte dabei alle seine Rathschläge mit überzeugenden Beispielen aus seiner reichen Erfahrung, oft mit den witzigsten und beissendsten Bemerkungen über das Berliner Publicum gewürzt, über den dicken Geheimen Rath, über die putzsüchtige Frau Finanzräthin, den lustigen Geheimsecretair u. s. w. Wie bedauerten wir Alle, dass dieser Mann keine Klinik mehr dirigirte!

Den Gegensatz zu ihm bildete Hufeland, welcher in seinen Vorlesungen über spec. Pathologie und Therapie die strengsten Formen der Schule einhielt: er trug nach einem alten vergilbten Hefte vor, von welchem Fama sagte, es habe ihn bereits in Jena auf den Katheder begleitet, wie ich denn selbst unter den Jenenser Heften meines Vaters vom Jahre 1795 ein ganz ähnliches vorfand, wie er dasselbe 1822 vortrug. Dennoch hatten wir hohe Achtung vor diesem weltberühmten Manne, versäumten keine Stunde seiner Vorlesungen, die er noch dazu publice hielt, und freuten uns, von ihm recht viele Receptformeln dictirt zu erhalten, die er stets durch die Worte aneinander zu reihen wusste: „Oder aber, wenn das nichts hilft: Recipe.“ Ach, es haben in späterer Zeit so manche dieser Recepte nichts geholfen, und war man in Zweifel, so suchte man lieber in der einfachen und ungekünstelten Therapie Horn's Aufschluss, als in dem dickleibigen Hufeland'schen Hefte.

Ich habe Ihnen, verehrtester Freund, den Gang meiner medicinischen praktischen Studien etwas ausführlicher geschildert, um Ihnen zu zeigen, dass damals in Berlin die praktische Medicin noch in der alten Weise gelehrt wurde. Berends lehnte sich ganz an die Lehren der Alten an, „das haben die Alten längst gewusst,“ wiederholte er uns so häufig, und den grössten Werth legte er auf eine recht sorgsame und vollständige Beobachtung des Kranken. Besonders viel hielt er auf die Anfertigung von recht genauen Krankengeschichten, die noch dazu in lateinischer Sprache verfasst sein mussten: wurden dann diese in der Klinik vorgelesen, so war es nicht allein die Sache selbst, sondern auch die Sprache, welche Berends einer unge-

mein scharfen Kritik unterwarf. Er war besonders glücklich in der Behandlung chronischer Fälle, und seine Worte, wenn der Praktikant Mittel vorschlug: „Dazu haben Sie den Kranken noch lange nicht genug beobachtet,“ klingen mir heute noch in den Ohren. — Horn trug uns dagegen eine sehr einfache Therapie vor, er repräsentirte den feinen Empiriker, und bei der grossen Erfahrung, die ihm zu Gebote stand, konnte man seinen Empfehlungen unbedingtes Vertrauen schenken, während Hufeland die dogmatische Seite der Medicin vertrat und eine schulgerechte, freilich auch sehr theoretische Therapie vortrug. Welche Reformen hatte schon nach 20 Jahren die ganze Medicin erfahren, die damals schon vorbereitet wurden: wie anders ward es mit den diagnostischen Hülfsmitteln; ich erinnere nur an die Auscultation, an die Harnanalysen u. s. w., welche glänzende Diagnosen gingen aus solchen Untersuchungen hervor, welche hernach — am Leichentische bestätigt wurden; wie gewann eben die pathologische Anatomie; aber sind wir auch in der Therapie weiter gekommen? Ja, wir haben eine Menge neuer Mittel kennen gelernt, wir haben das offenbar Schädliche älterer Behandlungsweisen erkannt, indem uns die Fortschritte der pathologischen Anatomie über das Wesen mancher Leiden genaueren Aufschluss gegeben: aber wie häufig stehen wir trostlos am Krankenbette und sehen uns vergebens nach einem helfenden Mittel um. Ueberschätzen wir daher unsere jetzige Medicin in keiner Weise, sehen wir nicht geringschätzend auf die älteren Aerzte herab, als wenn wir von ihnen gar nichts mehr lernen könnten: sie haben das Ihrige redlich gethan und an dem Weiterbau der Wissenschaft tüchtig mitgearbeitet und sich dadurch wohl auf den Dank der Nachwelt einiges Recht

erworben. Wir wollen uns der Worte erinnern, welche van Swieten bei ähnlichem Vergleiche der Medicin seiner Zeit mit der älteren ausruft: „Sed certe magnus Hippocrates, si novisset recentiorum inventa, major fuisset.“ Comment. in Boerh. aphor. t. I, p. 6. Lugd. Bat. 1766.

Was nun den Gang meiner weiteren Studien in Berlin betrifft, so trieb ich ein paar Semester vor meinem Besuche Göttingens (Herbst 1823) ausser Chirurgie noch Geburtshülfe, in welche Wissenschaft mich mein Vater einführte. Ich sollte mit allen einzelnen Zweigen der Medicin wenigstens theoretisch bekannt Göttingen betreten, um mich dann daselbst in den praktischen Fächern der Medicin auszubilden. Da ich die Geburtshülfe später zu meinem Hauptfache wählte, so werde ich auf meine geburtshülflichen Studien wieder zurückkommen, und will hier nur bemerken, dass ich bei meinem Vater die Theorie des Faches hörte, mich in den geburtshülflichen Operationen unter seiner Leitung übte, und dann ein Semester die geburtshülfliche Klinik besuchte. In diesem letzten Semester (1823) liess ich es mir besonders angelegen sein, mich in der seit 1822 auf die Geburtshülfe durch Lejumeau de Kergaradec angewendeten Auscultation fleissig einzuüben, was freilich hinter dem Rücken meines Vaters geschehen musste, da dieser dem neuen diagnostischen Mittel aus sehr unhaltbaren Gründen entgegen war, welche er in seiner Biographie, aus Bernstein's Geschichte der Chir. besond. abgedr., Leipz. 1822. S. 30 auseinander setzt: ich selbst habe mir eine recht gute Uebung im Auscultiren verschafft, welche Kunst ich dann später sehr wohl zu verwerthen wusste. Auch bin ich überzeugt, dass mein Vater bei längerem Leben gern Alles, was er gegen die Auscultation ausgesprochen, zurückgenommen hätte, be-

sonders wenn ihm alle die weiteren Schlüsse, welche sich aus der Auscultation ziehen lassen, bekannt gewesen wären. So aber kannte er nur den Anfang aus Lej. de Kerg., als er sein einseitiges verdammendes Urtheil aussprach, und nahm in seiner vorgefassten Meinung befangen den Gegenstand nie wieder auf. — Am 8. Juli 1823 leitete ich zum ersten Mal eine durch eigene Thätigkeit verlaufende Geburt; später (1. August) sollte ich bei einer sich verzögernden Geburt die Zange anlegen, kam aber dabei mit dem zweiten Löffel nicht gleich zu Stande, was meinen Vater ungeduldig machte, so dass er mich alsbald zur Seite schob und nun selbst die Operation vollendete. Wie oft habe ich mich in späteren Jahren, wenn ich den einen oder andern meiner Schüler zum ersten Mal operiren liess, dieser Scene erinnert und mich bemüht, die äusserste Geduld zu bewahren, wenn der Operirende nicht gleich zu Stande kommen konnte, wohl wissend, wie niederschlagend und beschämend ein solches Zurückgeschobenwerden auf den Betheiligten wirkt.

So nahte sich denn nun der Zeitpunkt, wo ich Berlin verlassen und in Göttingen meine Studien weiter fortsetzen sollte. Von diesen erzähle ich Ihnen lieber in einem neuen Briefe, füge aber hier noch Einiges aus meinem Berliner Studentenleben in aller Kürze hinzu.

Schon in meinem ersten Semester trat ich in eine Verbindung, in das Chor der Lausitzer, einen Zweig der in Leipzig blühenden Lusatia. Fechtboden, Convente, Kneipe, Commerse wurden fleissig besucht, Waffen zu den vorkommenden Duellen „geschleppt“, ein in Berlin beschwerliches Geschäft, dem Jüngsten der Verbindung, „Schleppfuchs“, zufallend. Allein die Freude hatte schon nach einem halben Jahre ein Ende. Mein Vater, dem

dergleichen im höchsten Grade zuwider war, kam dahinter und ich musste zu meinem grössten Leidwesen wieder austreten. blieb aber mit meinen Chorbrüdern sowohl in Berlin wie in Leipzig in freundschaftlichster Verbindung — die Lusatenkneipe in Leipzig ward bis in mein spätestes Alter besucht. so oft ich in dieser Stadt anwesend war. — Auch wurde ich im Jahre 1857 bei Gelegenheit der 50jährigen Stiftungsfeier der Leipziger Lusatia am 6., 7. und 8. August. welchem schönen Feste ich persönlich beiwohnte, zum Ehrenmitglied ernannt. Die Beschreibung dieses originellen Stiftungsfestes in der Leipz. illustr. Zeitung Nr. 740. 5. Sept. 1857. S. 163.

Einen treuen festen Freundschaftsbund hatte ich mit Carl Mayer. dem jetzt noch lebenden berühmten Gynäkologen in Berlin. geschlossen, und seinem Umgange hatte ich in jeder Beziehung unendlich viel zu danken. Obgleich älter an Jahren, nahm er sich des Jünglings redlich an: unsere Bekanntschaft ward von dem ersten Tage meiner Ankunft in Berlin, 18. Octob. 1816, geknüpft. da er meinem Vater als Amanuensis und nachheriger Assistent bei der neu eingerichteten Gebäranstalt treu zur Seite stand. Wir wohnten in demselben Hause. theilten Freud und Leid mit einander, und als ich erst die Universität bezogen, ward er mir Rathgeber und Leiter meiner Studien; ich verbrachte, nachdem er sich als praktischer Arzt seit 1821 in Berlin niedergelassen hatte, in seinem Hause, wo sich stets ein Kreis von jungen Aerzten um ihn versammelte, die angenehmsten und lehrreichsten Stunden, und da uns später das Geschick trennte, so blieben wir dennoch in fortwährender engster Verbindung, wobei auch die gemeinsame Beschäftigung mit demselben Fache das Band nur noch enger um uns knüpfte. Möge es diesem alten, lieben.

bewährten Freunde noch recht lange gut gehen: möge er von den Stürmen des Schicksals, die über ihn in den letzten Jahren hereinbrachen, in der Liebe seiner Freunde, in dem Bewusstsein, nicht umsonst gelebt zu haben, und in der Dankbarkeit seiner unzähligen Pflegbefohlenen, denen er Leben und Gesundheit geschenkt hat, den wohlthuenden Trost finden.

Endlich erwähne ich noch, dass mich während meiner ersten Berliner Studienzeit das Geschick zweimal von Berlin nach Regensburg in das theure grossväterliche Haus führte. Familienverhältnisse machten diese Reisen nothwendig: sie waren aber einflussreich auf mein ganzes künftiges Leben, indem sie mich bei bereits empfänglicheren Jahren meinen Grossvater Schäffer, einen über alles Lob erhabenen Mann, in seinen ärztlichen und häuslichen Verhältnissen kennen lehrten und derselbe mir ein nachzuahmendes Vorbild wurde. Von ihm nahm ich unter anderen die Gewohnheit an, ein genaues Tagebuch über meine verlebten Tage zu führen; anfangs — ich hatte bereits 1817 dergleichen Aufzeichnungen begonnen — füllte sich das Tagebuch mit Schulgeschichten, heitern Begebenheiten u. s. w., später aber wurden wissenschaftliche Bemerkungen, kurze Auszüge aus Gelesenem, Krankengeschichten u. s. w. täglich aufgezeichnet, ohne das Sonstige, was das Leben Heiteres und Ernstes in wechselnder Weise darbietet, zu umgehen. Diese „Buchführung" wird bis auf den heutigen Tag fortgesetzt: meine grösseren Reisen, die ich bereits als Professor in späterer Zeit unternahm, sind in eigenen Bänden aufgezeichnet, und über so manches Andere, über behandelte Geburten, über vorgenommene Operationen, über früher selbst überstandene, und später als Professor, als Decan abgehaltene Examina u. s. w. ge-

nane Register geführt, so dass ich jeden Augenblick im Stande bin, statistische Rechenschaft über alles nur Erdenkliche, was den Menschen, den Beobachter, den Arzt interessirt, abzulegen. Ich brauche Ihnen, verehrter Freund, den Nutzen solcher Aufzeichnungen gewiss nicht näher zu schildern: gerade für uns Aerzte ist derselbe unermesslich, da die bestimmten Aufzeichnungen in unsere vielseitigen Beschäftigungen eine gewisse Ordnung bringen, was wieder eine entscheidende Rückwirkung auf die Geschäfte selbst übt. Und dazu habe ich den Keim bei meinem Grossvater Schäffer gelegt.

Nun ist es aber in der That Zeit, diesen Brief an Sie zu beenden. Leben Sie recht wohl.

DRITTER BRIEF.

Göttingen, 1823 bis 1825. — Gründe der Wahl dieser Universität. — Von Berlin aus Fussreise über den Harz, dann noch Herbstreise nach Frankfurt a. M., Darmstadt und Regensburg. — Rückkehr nach Göttingen. — Schilderung der Göttinger Lehrer und Institute: Langenbeck; Königl. Bibliothek. — Ihr Einfluss auf meine künftigen Studien. — Vorlesungen in Göttingen. — Sonstiges Leben daselbst. — Feier des Blumenbach'schen 50jährigen Doctorjubiläums, Herbst 1825. — Abgang von Göttingen. — Wunsch, hier dereinst wirken zu können.

Göttingen, 29. Juli 1861.

Bei der Theilnahme, mein verehrter Freund, welche Sie, wie ich aus Ihrem letzten Schreiben ersehe, meinen Erzählungen schenken, darf ich Ihnen schon in derselben Weise, wie ich angefangen, von meinen weiteren Universitätsjahren berichten, und es soll dieser Brief meinem Aufenthalte in Göttingen gewidmet sein. Für diese Hochschule entschied sich mein Vater theils aus alter Anhänglichkeit — er hatte selbst eine Zeitlang daselbst studirt —, theils sollte ich mich unter Langenbeck, Universitätsfreund meines Vaters und später mit uns verwandt geworden, besonders in der Chirurgie ausbilden. Im Hintergrunde lag aber noch eine Veranlassung, mich auf eine andere Universität zu senden:

der Vater wollte eine zweite Heirath eingehen, und da seine neue Gattin jünger war, als der älteste Stiefsohn, so war dieser dabei durchaus überflüssig und ward daher weggeschickt. In der That ward mir auch bald die Anzeige der geschehenen Vermählung nachgesendet.

Am 11. Aug. 1823 verliess ich Berlin: ich traf in Magdeburg mehrere Berliner Studenten, mit denen ich eine Fussreise durch den Harz machte, so dass ich erst den 21. August in Göttingen ankam. Hier war das Sommer-Semester noch in vollem Gange, während in Berlin längst Alles geschlossen war. Ich traf daher meine Einrichtungen für den nächsten Winter, miethete ein Zimmer u. s. w., hospitirte in den verschiedenen Hörsälen und Kliniken, um die Lehrer und ihre Methoden kennen zu lernen und reiste mit meinem Darmstädter Vetter Carl, ältestem Sohn meines Oheims Damian, welcher eben in Göttingen absolvirt hatte, über Kassel, Marburg, Giessen und Frankfurt nach Darmstadt, um die dort lebenden Verwandten kennen zu lernen. Besonders freute ich mich, hier die Geburtshelferinnen Tante und Cousine, wovon ich Ihnen in meinem ersten Briefe Nachricht gegeben, näher kennen zu lernen, und der angehende Mediciner musste manche weise Worte von diesen würdigen Damen hören. Von Darmstadt aus besuchte ich noch einmal meinen theuren Grossvater Schäffer in Regensburg, den Weg über meine Vaterstadt nehmend, ohne mich da länger aufzuhalten. Dagegen weilte ich im grossväterlichen Hause einige Wochen, begleitete meinen Grossvater fleissig bei seinen Krankenbesuchen, wohnte Sectionen bei, wobei er mir stets belehrende Vorträge hielt, stöberte in seiner trefflichen Bibliothek, die besonders reich an alten Aerzten war, und nahm endlich schweren Abschied von dem geliebten

Manne, den ich zum letzten Male sah, da ich vor seinem Todesjahre 1826 nicht wieder nach Regensburg kam. Ich kehrte nach Darmstadt und von da nach Göttingen zurück, um meine Studien daselbst weiter fortzusetzen.

Göttingen stand damals in der grössten Blüthe: die Zahl der Studirenden aus aller Herren Länder betrug 1823/24 1532 und unter diesen waren 222 Mediciner (und 852 Juristen!). Berühmte Lehrer zierten alle Lehrstühle: in der medicinischen Facultät glänzten die Namen eines Blumenbach, Langenbeck, Himly, Stromeyer (des Chemikers); der Therapeut Conradi war eben von Heidelberg übergesiedelt und seit einem halben Jahre lehrte Mende, an Osiander's Stelle für das Fach der Geburtshülfe und gerichtlichen Medicin aus Greifswald berufen; von jüngeren Kräften war Marx als Privatdocent aufgetreten, welcher durch seine Gelehrsamkeit und besondere Mittheilungsgabe auf diejenigen, die sich ihm näher anschlossen, anregend einwirkte. Die Institute konnten natürlich mit den in Berlin vorhandenen keinen Vergleich bestehen: höchst mässig war das medicinische Hospital unter Himly's Leitung, erst 1850 erhielt Göttingen ein der Universität und dem Zwecke würdiges, ganz neu erbautes Krankenhaus; das chirurgische Hospital war Privateigenthum Langenbeck's und bestand nur aus sehr wenigen Zimmern; die Entbindungsanstalt bestach das Auge von aussen und erhielt erst nach ein paar Jahren im Innern eine zweckmässigere Einrichtung durch einen Umbau; sehr beschränkt waren die Räume auf der Anatomie, welche erst 1829 in ein ganz neues Gebäude transferirt wurde. Und was wurde dennoch in diesen Instituten geleistet! Auf welche Höhe hatte Langenbeck die Anatomie in Göttingen gebracht und welchen Eifer dafür unter sei-

nen Schülern angeregt; welche Thätigkeit herrschte in dem chirurgischen Hospitale, da der weit und breit bekannte Ruf des Meisters Kranke und Hülfsbedürftige von überall heranzog, es daher nie an Material fehlte, und dem Schüler die grössten und wichtigsten Operationen — und wie operirte Langenbeck! — vorgeführt werden konnten. War das medicinische Hospital auch für die Aufnahme von Kranken beschränkt, so ergänzten zwei Polikliniken das dort Fehlende und gaben dem Schüler Gelegenheit genug, in der Behandlung von Kranken sich unter der Leitung zweier berühmter Lehrer zu üben, zumal auch die umliegenden Ortschaften in das Bereich der Poliklinik mit hineingezogen wurden. So ward in Göttingen der Beweis geliefert, dass nicht die Grossartigkeit der Institute, nicht ihr glänzendes Aeussere für ihre Wirksamkeit Ausschlag gebend sind, sondern dass der in denselben wirkende Geist, der Lehreifer auf der einen, aber auch die Lernbegierde auf der andern Seite den Mangel äusserer Einrichtungen zu ersetzen im Stande ist.

Dagegen steht in Göttingen bekanntlich ein Institut so einzig und erhaben da, dass es mit den ähnlichen in den grössten Städten wetteifern kann, ich meine die Königl. Bibliothek, deren immense Reichhaltigkeit in allen Fächern, deren zweckmässige Einrichtung hinsichtlich der Ordnung und Trefflichkeit ihrer Cataloge, deren so bereitwillig gestattete Benutzung für Jeden als wahres Muster für alle ähnlichen öffentlichen Bibliotheken gelten kann. Wie einflussreich dieselbe auf die ganze spätere Richtung meiner Studien wurde, wie mich dieser grosse Schatz literarischer Hülfsmittel anfeuerte, den historischen Theil meiner Wissenschaft nach allen seinen Richtungen zu bearbeiten, davon werde ich Ihnen

später erzählen: hier nur so viel, dass ich schon als Studirender die Bibliothek fleissig benutzte und hier zu meinen späteren historischen Arbeiten den Grund legte. Unter Anderem liegt aus jener Zeit eine Interpretation der Salernitanischen Schule lateinisch ausgearbeitet in meinem Pulte, und im Sommer 1824 liess ich eine lateinische Abhandlung: „An ars obstetricia sit pars chirurgiae" zur Feier des 50jährigen Doctorjubiläums meines Grossvaters Schäffer drucken, in welcher ich besonders bemüht war, eine Geschichte der Geburtshülfe in kurzen Umrissen zu geben und dann die auf dem Titel vorgelegte Frage zu verneinen. Wenn daher in allen meinen späteren geburtshülflichen Schriften die literarisch-historische Seite der Wissenschaft von mir berücksichtigt wurde, so verdanke ich diesen Sinn für Geschichte und Literatur meines Fachs vorzugsweise der Göttinger Bibliothek, die mir schon während meiner Studienjahre zu Gebote stand und durch des Schicksals Fügung in späteren Jahren stets geöffnet blieb. Als Curiosum führe ich an, dass ich bei meinem Scheiden von Göttingen im September 1825 in eine Ecke des philologischen Saals an eine Repositur mit Bleistift schrieb: „Valete deliciae meae; 8. Sept. 1825," welche Inschrift heute noch zu lesen ist. Die Herren auf der Bibliothek mögen mir diese kindische Wandbesudelung verzeihen: mir hat es aber doch Spass gemacht, als ich sie einst in späteren Jahren wieder zufällig entdeckte.

Was nun den Gang meiner Studien in Göttingen betrifft, so liess ich es mir hauptsächlich angelegen sein, in den zwei Jahren meines dortigen Aufenthalts die Kliniken zu besuchen und mich in der Behandlung der Kranken zu üben. Nachdem ich in dem ersten Semester die Hospitäler als Auscultant besucht, trat ich in den fol-

genden drei Semestern als Praktikant in die medicinische Klinik Himly's und in die chirurgische unter Langenbeck's Leitung ein. Eben so liess ich mich unter die Zahl der Praktikanten in Conradi's Poliklinik aufnehmen und behandelte hier fleissig Stadtkranke. Aber auch theoretische Vorlesungen wurden von Neuem besucht: Naturgeschichte und vergleichende Anatomie bei Blumenbach, welchen bereits mein Vater während seiner Studienzeit in Göttingen gehört hatte; Chemie und Pharmacie bei Stromeyer; specielle Pathologie und Therapie bei Himly; Ophthalmologie bei demselben; Chirurgie bei Langenbeck. Die anatomischen Vorlesungen des Letzteren wurden emsig besucht, so wie zwei Winter hindurch sich im Präpariren geübt, und zwar wurden angiologische Präparate angefertigt, wozu damals Berlin keine Gelegenheit geboten hatte. Auch die Vorlesungen über Medicina forensis bei Mende, so wie die Vorträge über Contagien und Toxikologie bei Marx wurden gehört. Mit Geburtshülfe habe ich mich dagegen in Göttingen fast gar nicht beschäftigt: ich wollte mich lieber in den anderen Fächern der Heilkunde ausbilden, da mir die Gelegenheit, Geburtshülfe zu treiben, bei meiner demnächstigen Rückkehr in Berlin hinreichend zu Gebote stand. Auch ermunterten mich die Briefe meines Vaters, der wohl eben so denken mochte, in keiner Weise dazu, in Göttingen mich mit Geburtshülfe zu beschäftigen: ich besuchte daher nur ein Semester die geburtshülfliche Klinik unter Mende, um wenigstens seine Lehrmethode kennen zu lernen.

Sie sehen, mein verehrtester Freund, dass ich meine Zeit in Göttingen wohl angewendet habe: der Fleiss, welcher auf dieser Hochschule so bei den Lehrern wie bei den Schülern eingebürgert war, hatte auch mich er-

griffen; für den, welcher an dem eigentlichen Studenten- oder Corpsleben keinen Theil nahm, gab es fast gar keine Zerstreuungen, wenigstens waren sie nicht von der Art, dass die Studien darunter litten. Gleichgesinnte Freunde fanden sich immer zusammen: man machte gemeinschaftliche Spaziergänge, besuchte in den Sommerabenden die in der Nähe liegenden öffentlichen Gärten, lud sich selbst unter einander zum Kaffee oder Thee ein und erhielt wohl auch Einladungen in die Familien der Professoren.

Sehr angenehm war es mir, in meinen letzten beiden Göttinger Semestern mich mit meinem jüngeren Bruder Carl, jetzt Professor in München, vereinigt zu sehen: ihn zogen besonders Blumenbach und Hausmann, der Mineraloge, nach Göttingen, und er legte hier den Grund zu seinen naturhistorischen Studien, welchen er sich später ausschliesslich widmete.

Endlich nahte die Zeit, in welcher ich das mir unendlich lieb gewordene Göttingen verlassen musste: die zwei Jahre, die mir mein Vater für diese Universität bestimmt hatte, waren vorüber; auch musste an das Ende meiner akademischen Studien gedacht werden, da ich mit Ablauf meiner Göttinger Studienzeit bereits 5½ Jahre auf Universitäten zugebracht hatte. Kurz vor meinem Abgange von Göttingen hatte ich noch die Freude, einem schönen Feste beizuwohnen, indem wir Studirenden uns durch einen solennen Fackelzug an Blumenbach's 50jährigem Doctorjubiläum am 17. Sept. 1825 betheiligten, wobei mir von meinen Commilitonen die Charge eines Chapeau d'honneur übertragen wurde, als welcher ich den hochverehrten Jubelgreis anzureden und ihm einen Lorbeerkranz zu überreichen hatte.

Am 22. September 1825 schied ich von Göttingen

schweren Herzens: ich fühlte wohl, dass jetzt die Zeit der ungebundenen Freiheit und der heiteren Jugend vorüber sei und ich dem Ernste des Lebens entgegeneilte. Examina aller Art harrten meiner: das Doctorexamen sollte absolvirt und gleich darauf die Staatsprüfung, bekanntlich in Preussen ein Complex von einer Menge einzelner Prüfungen, folgen. Zugleich sollte ich sofort nach meiner Ankunft in Berlin die Stelle eines zweiten Assistenten bei der geburtshülflichen Klinik meines Vaters einnehmen, da es dessen sehnlichster Wunsch war, seinen ältesten Sohn ebenfalls das Fach der Geburtshülfe als einstiger Universitätslehrer erwählen zu sehen und wenigstens für die nächste Zeit an ihm eine kräftige Stütze zu erhalten. Dazu die Aussicht, ein gänzlich verändertes Hauswesen zu finden, indem, wie ich Ihnen schon oben schrieb, mein Vater eine zweite Ehe eingegangen, und die Stiefmutter noch dazu jünger war, als der älteste Sohn. Die Ungewissheit, wie sich dieses neue Verhältniss gestalten werde, trug daher gerade auch nicht dazu bei, mir meine Rückkehr in das väterliche Haus besonders wünschenswerth zu machen. Es war daher kein Wunder, dass ich mit sehr ernsten Gedanken die Rückreise antrat: den Wunsch aber liess ich zurück, dass es mir dereinst vergönnt sein möchte, nach Göttingen, was mir so lieb geworden war und das ich als das Ideal einer Universität ansah, dereinst zurückkehren und hier einen tüchtigen Wirkungskreis finden zu können. Ich habe diesen Wunsch nie aus den Augen verloren, er hat sich in späterer Zeit bei mir immer mehr befestigt und er ist auch endlich erfüllt worden.

Den kürzesten Weg ohne Aufenthalt reisend traf ich am 25. September 1825 in Berlin ein und bezog

mein früheres kleines, bescheidenes Zimmerchen im väterlichen Hause; die Familie war noch abwesend, da mein Vater nebst Frau von einer Badereise erst einige Tage nach meiner Ankunft zurückkehrte.

Damit will ich diesen Brief, der Ihnen meine Studienzeit in Göttingen schildern sollte, schliessen, und Ihnen nächstens über mein ferneres Leben in Berlin weiter berichten. — Leben Sie wohl.

VIERTER BRIEF.

Assistentenstelle an der Gebäranstalt in Berlin. — Beschreibung der geburtshülflichen Klinik. — Tentamen und Examen rigorosum. — Promotion, Ostern 1826. — Vorbereitungen zum Staatsexamen; dessen Ende Mitte April 1827. — Sofort Ernennung zum ersten Assistent bei der Gebäranstalt und Habilitation als Privatdocent der Geburtshülfe. — Eröffnung meiner Vorlesungen noch in demselben Sommer, 1827.

Göttingen, 1. August 1861.

Die Gebäranstalt der Universität, bei welcher ich gleich nach meiner Rückkehr als zweiter, respective dritter Assistent angestellt wurde — die beiden zweiten Assistenten hatten dieselben Pflichten und Obliegenheiten, so wie denselben Gehalt — damals das Haus Oranienburger Strasse Nr. 29 einnehmend, ward von meinem Vater 1817 als solche eingerichtet, da bis dahin die Universität keine eigene Anstalt besass, sondern für diese die in der Charité befindliche Gebärabtheilung mit benutzt werden musste. Dem klinischen Unterrichte in der neuen Gebäranstalt hatte mein Vater eine dreifache Einrichtung gegeben. Den Schülern standen zuvörderst die in der Anstalt aufgenommenen Schwangeren, Gebärenden und Wöchnerinnen zu Gebote, und diese sollten vorzugsweise zur Beobachtung der normalen Geburten dienen:

es war aber zweitens mit dem Institute eine Poliklinik für Geburtshülfe verbunden, damit der Schüler die besonderen Schwierigkeiten der privat-geburtshülflichen Praxis kennen lerne, und auch mehr Gelegenheit erhalte, normwidrige Geburten und geburtshülfliche Operationen zu sehen, respective selbst zu verrichten. Hier war der besondere Wirkungskreis der Assistenten, welche, von Hebammen requirirt, sich mit einem oder dem anderen Praktikanten an den betreffenden Ort hinverfügten und den Fall, wo operirt werden musste, entweder selbst übernahmen, oder durch einen schon geübten Praktikanten behandeln liessen, auch im äussersten Nothfall den Director herbeiriefen. Endlich drittens war auch eine Poliklinik für Frauenkrankheiten mit der Anstalt verbunden, um auf diese Weise dem Lehrinhalte der Gynäkologie im weitesten Sinne zu entsprechen. Die Berichte, welche von meinem Vater und später von mir über die Ereignisse der Anstalt im Journal für Geburtshülfe u. s. w. von Zeit zu Zeit gegeben wurden, setzen die Wirksamkeit der Anstalt weiter auseinander, so wie ich selbst das Institut in einer eigenen Schrift vor meinem Scheiden von Berlin und nach Niederlegung des interimistischen Directoriums, was mir 1828 übertragen wurde, näher beschrieben habe. S. „Die Einrichtung der Entbindungsanstalt an der K. Universität zu Berlin, nebst einem Ueberblicke der Leistungen derselben seit dem Jahre 1817. Berlin 1829. 8."

Sie sehen, mein verehrtester Freund, bei solcher Einrichtung und Grundlage so verschiedener Zwecke gab es für uns Assistenten ungemein viel zu thun, zumal wir einen sehr strengen Director hatten, der die grösste Pünktlichkeit und vor allen auch viele schriftliche Berichte von uns verlangte. Dafür war aber auch treffliche Gelegenheit,

recht viel zu lernen; es fehlte nicht an einem reichhaltigen Material, wie das in einer so grossen Stadt kaum anders möglich ist: ja unsere Praxis erstreckte sich sogar auf die von der Stadt ziemlich weit entfernten Dörfer, was freilich eine sehr beschwerliche und angreifende Sache war. Was ich Ihnen in meinem vorigen Briefe schrieb, dass mir das volle Studium der Geburtshülfe für Berlin aufgespart blieb, das sehen Sie eingetroffen: denn ausser diesen amtlichen Beschäftigungen mit der Geburtshülfe hörte ich auch noch einmal die Vorlesungen meines Vaters, und übte mich unter seiner Leitung wiederholt in den geburtshülflichen Operationen am Phantome. Uebrigens besuchte ich noch die medicinischen Kliniken unter Berends und Neumann, die chirurgischen unter Rust und von Gräfe, hörte bei Letzterem Akiurgie und bei Knape Medicina forensis.

So war mein ganzer Tag fast mit Stunden besetzt; Vorbereitungen zum Examen füllten die übrige Zeit, denn dieses durfte nun nicht länger mehr aufgeschoben werden, da schon meiner Stellung als Assistent der Doctortitel ziemte.

Nachdem ich bereits am 1. November unter Link's Decanate mein schriftliches Tentamen gemacht — das mündliche erliess er mir in Anbetracht meiner langen Studienzeit — ward ich am 3. Januar 1826 zum Rigorosum zugelassen und von den Herren Link, Berends, Rudolphi und von Gräfe geprüft. Meine Doctorpromotion fand den 29. März statt; als Dissertation hatte ich eine Abhandlung: „De scirrho et carcinomate uteri adjectis tribus totius uteri extirpationis observationibus" geschrieben, in welcher ich drei Fälle von Totalextirpation der krebshaften Gebärmutter mitgetheilt, von denen zwei Langenbeck während meines Göttinger

Aufenthalts, und eine mein Vater am 25. Juli 1825 in Berlin verrichtet hatte. Leider waren die Erfolge aller drei Operationen ungünstig. Langenbeck hatte die eine Extirpation durch die Linea alba des Bauches unternommen, eine Verfahrungsweise, die bereits im Jahre 1813 Gutberlet in Würzburg vorgeschlagen. S. v. Siebold, Journ. Bd. I. 2. S. 228.

Die Freude, mich mit dem Doctorhute geschmückt zu sehen, ward schon nach einigen Tagen durch die Todesnachricht des geliebten Grossvaters Schäffer getrübt. Er war den 3. April 1826 im 75. Jahre seines edeln und thätigen Lebens nach sechswöchentlichem Krankenlager gestorben. Sein Andenken unter den Seinigen hatte er sich gesichert, und auch die gelehrte Welt wird ihn als Schriftsteller über Volks- und Kinderkrankheiten nicht vergessen.

Unterm 13. Mai 1826 überraschte mich die philosophische Facultät in Würzburg mit dem Diplome eines „Doctoris philosophiae", was mir um so mehr Freude machte, da es aus der geliebten Vaterstadt kam.

Den Wunsch meines Vaters, gleich meiner Doctorpromotion in Berlin die üblichen Staatsprüfungen folgen zu lassen, konnte ich nicht erfüllen. Einzelne Abtheilungen dieser Prüfungen erforderten ausschliessliche Vorbereitungen, die noch dazu wieder nur in Berlin von Männern geleitet werden konnten, welche die Ansichten der Examinatoren kannten und mit Dem vertraut waren, was diese von den Candidaten verlangten. Repetitoria, Examinatoria, Bandagierübungen, Operationscursus an Leichen u. s. w. mussten vorher angenommen werden, welche damals Stabsärzte bei der medicinisch-chirurgischen Militärakademie abhielten. Mit diesen Vorbereitungen zum Cursus — so hiess das Ganze der Staatsprüfungen

— beschäftigte ich mich im Sommer 1826 und in den grossen Ferien; den Cursus selbst begann ich den 22. November mit der öffentlichen anatomischen Demonstration, ging Mitte December zur Charité über, behandelte daselbst die vier üblichen chirurgischen und medicinischen Kranken, machte dazwischen den Pockencursus ab und gelangte am 13. Februar 1827 zur öffentlichen mündlichen Schlussprüfung. Am 3. März erhielt ich die übliche Approbation mit der Note „vorzüglich gut“ und das auszeichnende Prädicat „Operateur“; Ende März bestand ich noch die geburtshülfliche Staatsprüfung, worüber ich am 15. April die Approbation erhielt, so dass ich also gerade in dem 14. Semester, seit ich die Universität bezogen, Alles absolvirt hatte. Ich muss aber diese letzte Zeit um so mehr zu meiner akademischen Studienzeit rechnen, da ich noch in diesem (14.) Semester die Privatvorlesungen Neumann's über Geisteskrankheiten und das unter seiner Leitung stehende Irrenhaus der Charité besuchte, so wie ich unter Kluge dem Unterrichte in der Abtheilung der Syphilitischen in demselben Krankenhause beiwohnte.

Nun ging es aber auch um so rascher vorwärts: im Mai 1827 ward ich als erster Assistent bei dem Gebärinstitute angestellt; im Juni habilitirte ich mich durch einen vor der Facultät gehaltenen lateinischen Vortrag über den Kaiserschnitt und durch eine öffentliche Vorlesung über die künstliche Frühgeburt als Privatdocent, und konnte schon am 21. Juni meine Vorlesungen über theoretische Geburtshülfe mit 20 Zuhörern eröffnen. Da ich indessen hier an einem neuen Abschnitt meines Lebens angekommen bin, so will ich Ihnen von diesem in meinem nächsten Briefe berichten. — Leben Sie wohl.

FÜNFTER BRIEF.

Privatdocent in Berlin 1827 bis 1829. — Meine geburtshülflichen Grundsätze stimmen mit denen des Vaters überein. — Schilderung der letzteren, die Mitte haltend zwischen Osiander und Boër. — Meine Wirksamkeit als Privatdocent, Assistent und praktischer Geburtshelfer. — Tod meines Vaters Juli 1828. — Ernennung zum interimistischen Director der Anstalt mit dem Auftrage, die Klinik bis auf Weiteres fortzusetzen. — Naturforschergesellschaft in Berlin 1828. — Heirath 1829. — Im Sommer desselben Jahres Vocation als öffentlicher ordentlicher Professor der Geburtshülfe nach Marburg an Busch's Stelle, der nach Berlin berufen ist. — Abgang dahin im September 1829

Göttingen, 3. August 1861.

So war denn meine künftige Laufbahn, welche mich der dereinstigen Uebernahme einer Professur der Geburtshülfe zuführen sollte, eröffnet: ich war Privatdocent geworden, und da ich gleich meine erste Vorlesung über theoretische Geburtshülfe recht besucht sah, so erhöhte das meinen Lehreifer und spornte mich an, meinen grössten Fleiss auf diese Vorlesungen zu verwenden, die ich freilich von Stunde zu Stunde ausarbeiten musste, da ich in der vorhergehenden Zeit keine Musse fand, an die Ausarbeitung eines vollständigen Heftes zu denken. Ich legte das Lehrbuch meines Vaters zu Grunde, was mir die Arbeit wohl erleichterte: ich fand so wenigstens den

Plan vorgezeichnet, welchen ich bei meinen Vorträgen verfolgte. Ueberhaupt stellte ich mich in den ersten Jahren meiner praktischen wie akademischen Laufbahn ganz meinem Vater zur Seite: war er mir doch einziger Lehrer in der Geburtshülfe gewesen, und hatte ich vor dem Anfang meiner akademischen Laufbahn nie Gelegenheit auf Reisen andere Lehrer zu hören und ihre Grundsätze und Wirksamkeit durch eigene Anschauung zu prüfen.

Das Auftreten meines Vaters als Lehrer fiel in jene Zeit, als die Geburtshelfer Teutschlands in zwei grosse Parteien sich spalteten: die Anhänger Osiander's, welchen die Kunst zu entbinden über Alles ging — nannte doch ihr Herr und Meister das Fach selbst „Entbindungskunst“ — und welche vor lauter Operiren die treue Beobachtung der Natur und das Vertrauen auf diese selbst im höchsten Grade vernachlässigten. Dieser Schule gegenüber stand die Boër'sche, von ihrem Gründer zum Theil aus England auf das Festland verpflanzt: volles Vertrauen zu den Naturkräften, Anerkennung ihrer wunderbaren Wirkungen und Beschränkung der operativen Hülfen zeichnete die Wiener Schule aus und stand in dieser Beziehung der Göttinger (Osiander'schen) schroff gegenüber. Um Ihnen das nur in einem einzigen Beispiele zu beweisen, so schreibe ich Ihnen das Verhältniss der Zangenoperationen bei beiden Schulen nieder: es gab Jahre, in welchen Osiander die Zange unter 100 Geburten 40 bis 50 Mal und darüber in Gebrauch zog: Boër rechnete auf 1000 Geburten 5 bis 6 Zangenoperationen, ja im Jahre 1816 wurde unter 1530 Geburten nur 2 Mal die Zange angewendet.

Beide Schulen hatte mein Vater kennen gelernt: er hatte in Göttingen studirt und war als junger Professor zu Boër nach Wien gereist. Dort fand er die grösste

Activität, hier, wie er sich selbst ausdrückt, die grösste Passivität. Weder dem einen noch dem anderen Systeme wollte er huldigen: sein Streben war dahin gerichtet, sich stets in der Mitte zu halten, und seine Schüler vor den angeführten excentrischen Systemen zu bewahren. Er bildete gewissermaassen eine eklektische Schule, wie er denn auch seine geburtshülflichen Grundsätze in dieser Beziehung in folgende Worte einkleidete, welche über dem Geburtsbette in seiner Anstalt zu lesen waren: „Stille und Ruhe, Achtung der Natur und dem gebärenden Weibe, und der Kunst Achtung, wenn ihre Hülfe die Natur gebietet.“ Lesen Sie das Denkmal, welches ihm daher Osiander in seinem Handbuch der Entbindungskunst 1. Thl. 1819, §. 68. gesetzt hat, mit welchem Geburtshelfer er beständig in literarischer Feindschaft lebte. Eine gewisse Hinneigung zur Osiander'schen Richtung blieb meinem Vater aber dennoch bis an das Ende seines Lebens: er operirte ausserordentlich fertig und sicher, und sah dabei besonders auf eine gewisse Eleganz, insofern diese bei geburtshülflichen Operationen auszuführen ist, so dass er besonders hinsichtlich des Gebrauchs der Zange, wie mir in späterer Zeit klar wurde, nicht gar zu sparsam war. Ich stellte mich ihm in den ersten Jahren meiner akademischen Laufbahn treu zur Seite: seine Grundsätze waren auch die meinigen, ich lehrte nichts von jenen Abweichendes, und erst, nachdem ich durch die Uebernahme einer eigenen Professur in Marburg selbständiger geworden, nachdem ich daselbst mit erneuten Kräften mich ganz den geburtshülflichen Studien in Schriften und der treuesten Naturbeobachtung hingab, und besonders, nachdem ich 1830 die persönliche Bekanntschaft Naegelé's in Heidelberg gemacht, und mit diesem trefflichen Manne in einen bis an das Ende sei-

nes Lebens 1851 fortdauernden wissenschaftlichen Verkehr getreten: da erst fing ich an, über die Grenzen, welche mir des Vaters Grundsätze hinsichtlich der Behandlung der Gebärenden gesteckt hatten, hinauszugehen, der Natur noch einen grösseren Spielraum einzuräumen, und vor Allem das zu viele Operiren mit der Zange zu vermeiden. Ich will Sie aber über meine geburtshülflichen Grundsätze hier nicht länger unterhalten; nur ein allgemeines Bild meiner wissenschaftlichen Entwickelung und wie sie zu Stande gekommen, sollen Ihnen diese biographischen Skizzen geben, und dazu dient, Ihnen, dem Sachverständigen, das kurz Angeführte vollkommen. Ausser den Vorträgen über Geburtshülfe, welche ich in den ersten Semestern als Privatdocent hielt, beschäftigte mich der Unterricht in den geburtshülflichen Operationen am Phantome, den ich in einzelnen Cursen, jeden gewöhnlich von 4 bis 6 Wochen, abhielt, woran ich aber darum weniger Freude hatte, weil die Theilnehmer durch solche Curse sich zum geburtshülflichen Staatsexamen vorbereiten wollten. Zu gleichem Zwecke gab ich ein paarmal Privatissima im Bandagieren, da im chirurgischen Cursus Verbände angelegt werden mussten. Auch ein Publicum über dynamische Knochenkrankheiten las ich im Wintersemester 1828, weiss aber kaum mehr anzugeben, wie ich zu dieser Vorlesung gekommen.

Sie sehen aus Vorstehendem, mein liebster Freund, dass ich als junger Docent schon bald in die vollste Thätigkeit kam: der Wissenschaft selbst suchte ich ausserdem noch dadurch einen Tribut abzutragen, dass ich ein Lehrbuch über geburtshülfliche Operationen drucken liess (1828), welches ich zunächst für meine Schüler in den Phantomeübungen geschrieben. Auch hier habe ich die Grundsätze meines Vaters befolgt und nur diejenigen

Operationsmethoden berücksichtigt, welche in unserer Schule Geltung hatten.

War ich gleich nach dem Ablauf meiner Universitätsjahre als Privatdocent in einen recht lebhaften Verkehr mit der Wissenschaft gekommen, so war ein gleiches Verhältniss in Bezug auf das praktische Leben durch meine Anstellung als erster Assistent bei der Gebäranstalt eingetreten. Die verschiedenen Zwecke, denen das geburtshülfliche Institut diente, worüber ich Ihnen im vierten Briefe berichtet habe, gaben ungemein viel zu thun: die Leitung der im Hause vorfallenden Geburten — der Vater liess sich gewöhnlich nur zu ausserordentlichen Fällen rufen — die Aufsicht über die Wöchnerinnen, die Buchführung über alle einzelnen Geburten, die Besorgung der in der Poliklinik vorkommenden geburtshülflichen Fälle, so wie die Behandlung kranker Frauen, welche sich an das Institut wendeten, alles dies gab hinreichende Beschäftigung, aber es war eine lehrreiche und mir für die ganze Zeit meines künftigen Lebens vom grössten Nutzen bleibende. Die Poliklinik lehrte kennen, wie die Geburtshülfe ist, während die wohleingerichtete Gebäranstalt zeigte, wie sie sein sollte; dort boten sich uns oft die schwersten Fälle dar, welche die schwierigsten Operationen erforderten, und um Ihnen einen Beweis zu geben, wie reichhaltig die Gelegenheit, etwas zu lernen, in meiner Stellung war, so gebe ich Ihnen aus meinem genau geführten Tagebuche eine Uebersicht derjenigen Operationen, welche ich seit dem 1. Januar 1826, wo ich bereits als Assistent fungirte, bis zu meinem Abgange aus Berlin im Herbst 1829 mit eigener Hand verrichtete. Die Zange ward 42 Mal angelegt, Steisslagen wurden in Fusslagen 5 Mal verwandelt, und die Extraction an den ursprünglich vorliegenden Füssen 8 Mal vorgenommen.

Die Wendung ward 18 Mal unternommen, das Accouchement forcé bei Carcinoma uteri 1 Mal, die Perforation 1 Mal, künstliche Lösung der Placenta 6 Mal. Dabei fehlte es nicht an Gelegenheit, Abortus und Molen zu behandeln; aber ein eigener Zufall war es, ich kann es nicht anders nennen, dass mir Placenta praevia weder in Berlin noch in Marburg vorgekommen, sondern dass ich einen solchen Fall zum ersten Mal in Göttingen den 28. Juni 1836 zur Behandlung bekam. Eine andere lehrreiche Seite bot mir noch die Berliner Poliklinik, das Hebammenwesen recht genau kennen zu lernen, indem uns diese Weiber gewöhnlich zu Hülfe riefen: augenscheinlich hatten diese nicht selten die Fälle durch zu langes Warten oder durch voreiliges Eingreifen, durch fehlerhafte Hülfen u. s. w. erst zu schwierigen gemacht; ich behalte mir vor, Ihnen einmal später von solchen trostlosen Erfahrungen einige Nachricht zu geben, da ich gerade in Berlin Mancherlei dieser Art erlebt habe. Da mir in meinen nachherigen Amtsverhältnissen in Marburg sowohl wie in Göttingen der Hebammen-Unterricht zufiel, so konnte ich das, was ich in Berlin in Beziehung auf die Hebammen erfahren, sehr wohl für mein Hebammenlehramt verwerthen und manches warnende Beispiel aufstellen.

So hatte sich mir also gleich im Anfang meiner geburtshülflichen Laufbahn ein glücklicher, meine Studien fördernder Doppelweg eröffnet, den ich betreten musste; die Assistentur bei der Gebäranstalt lehrte mich die Praxis kennen und meine Anstellung als Privatdocent wies mich auf die Wissenschaft hin: Theorie und Praxis gingen danach Hand in Hand, wobei beide nur gewinnen konnten.

Da trat am 12. Juli 1828 ein Ereigniss ein, welches meinem Geschicke auf einmal eine entschiedenere Wendung gab. Mein Vater starb nach kurzem Krankenlager an dem genannten Tage, von einem rasch verlaufenden Unterleibsleiden dahingerafft, zu welchem sich zuletzt Magenblutungen gesellten. Die behandelnden Aerzte bezeichneten die Krankheit mit dem alten Namen „Melaena"; doch litt der Vater sehr lange schon an gestörter Verdauung und solchen Beschwerden, welche auf organische Fehler der Magenschleimhaut hindeuteten, wie denn auch bei der Section solche Gefässwucherungen auf der inneren Magenfläche nachgewiesen werden konnten. Die Universität sowohl, wie die Stadt, betrauerten den Tod des Vaters in hohem Maasse: allgemein war die Theilnahme, welche von allen Seiten her bewiesen wurde; er ward noch in den besten Jahren abgerufen, denn am 5. März 1775 geboren, hatte er nur ein Alter von 53 Jahren erreicht. Den grössten Schmerz fühlte die hinterlassene Familie: eine junge Wittwe mit einer kleinen Tochter von vier Monaten, zwei Söhne und drei Töchter erster Ehe waren die Hinterbliebenen, von welchen nur ich, der älteste, gewissermaassen den Grund zu einer Versorgung gelegt hatte. Unangenehme Erbschaftsverhandlungen folgten, da der Vater, seinen frühen Tod wahrscheinlich nicht voraussehend, kein Testament gemacht hatte. Den Kindern erster Ehe fiel bei der Theilung des ohnehin nicht sehr bedeutenden Vermögens gerade nicht das beste Loos zu, indem nach preussischen Gesetzen, wo kein Testament, die Hälfte der Verlassenschaft der Wittwe zugesprochen, die andere Hälfte unter den sechs Kindern vertheilt wurde. Einen Theil der schätzbaren Bibliothek, die ausgezeichnete geburtshülfliche Sammlung von Instrumenten, Becken, Präparaten u. s. w.,

wie die Equipage übernahm ich, und so ward mir sehr wenig an baarem Gelde ausbezahlt. Ich führe Ihnen, mein theuerster Freund, alle diese Verhältnisse an, damit Sie ersehen, wie auch diese Aeusserlichkeiten auf mich einwirken mussten, mit voller Thätigkeit und dem angestrengtesten Eifer meine Laufbahn weiter zu verfolgen, um bald eine feste, mich erhaltende Stellung zu gewinnen. Die nächste Gelegenheit dazu gab mir der Erlass des Königl. Ministeriums der geistlichen und Unterrichts-Angelegenheiten, nach welchem mir die provisorische Verwaltung des Instituts als interimistischer Director und die Versehung der geburtshülflichen Klinik bis zur Wiederbesetzung des Lehrstuhls der Geburtshülfe übertragen wurde. Ein grosser Gewinn für mich: denn nun konnte ich selbständig auftreten und mich als Lehrer des Fachs von der praktischen Seite noch besser einüben. Da die neue Ernennung erst 1829 im Herbste erfolgte, so blieb ich drei Semester im Genusse der mir gestatteten Erlaubniss, die geburtshülfliche Klinik an der Universität Berlin zu leiten. Dabei hielt ich meine Vorträge über Geburtshülfe wie bis dahin weiter fort.

Ich trat ferner gleich nach dem Tode meines Vaters mit dem Verleger des Journals für Geburtshülfe, welches seit 1813 unter der Redaction des Verstorbenen erschien und die Stelle der seit 1802 herausgegebenen Lucina einnahm, in Verbindung, und wir beschlossen, das Journal unter meiner Redaction fortbestehen zu lassen; ich habe dasselbe bis 1837 ununterbrochen erscheinen lassen, wo ich es für angemessen hielt, dasselbe aufzugeben und mich als Mitredacteur der gleichzeitig erscheinenden neuen Zeitschrift für Geburtskunde anzuschliessen.

Endlich blieben auch einzelne Familien, in welchen mein Vater Hausarzt war, dem Sohne getreu: neue

kamen hinzu, und so sah ich mich im Besitze einer kleinen Privatpraxis, welche dadurch, dass ich dabei allmälig geburtshülflich in Familien beschäftigt wurde, auch einträglicher wurde. War ich doch im Stande, die seit dem Tode meines Vaters übernommenen Wagen und Pferde ohne Belästigung fortzuhalten, was in Berlin schon etwas sagen will.

Leider erkrankte ich einige Wochen nach dem Tode meines Vaters an einer Pneumonie mit typhusähnlichen Zufällen: die Geschicklichkeit meines hochverehrten Lehrers Horn stellte mich indessen wieder her, so dass ich, als im September 1828 die Naturforscher in Berlin zusammenkamen, rüstig an den Versammlungen Theil nehmen konnte, auch in dem mir interimistisch untergebenen Institute manchen Lehrer der Geburtshülfe, der sich als verschwiegenen Candidaten für den verwaisten Lehrstuhl in Berlin sehen liess, herumführen konnte. Manchen lüsternen Blick sah ich damals auf die sauberen Räume der Anstalt fallen und manche Frage musste ich beantworten, wobei ich mein gutes Theil denken konnte. Entschieden ward aber über die Nachfolge durchaus nichts: nur ein berühmter Lehrer des Fachs, welcher vielfach als Nachfolger genannt wurde, hatte durch eine Vorlesung in öffentlicher Versammlung, wozu er das Heft Tage lang in der linken Seitentasche herumtrug, bis ihn die Reihe traf, solch Fiasco gemacht, dass er sich selber ein- für allemal beseitigt hatte und das „Si tacuisses“ sich recht an ihm bewährte.

In dem darauf folgenden Winter 1828 widmete ich meine Zeit ausser meinen Berufsarbeiten auch literarischen Unternehmungen. Das übernommene Journal nahm meine volle Thätigkeit in Anspruch: ohne Stockung erschienen die Hefte, und ich hatte die Freude, manchen

tüchtigen älteren Mitarbeiter zu behalten, und neue zu erwerben. Eine teutsche Bearbeitung von Maygrier's 1822 erschienenen „Nouvelles démonstrations de l'accouchement“ übernahm ich auf des Verlegers Aufforderung, diesen geburtshülflichen Atlas in einer wohlfeilen Ausgabe auf teutschen Boden zu verpflanzen. Die Kupferstiche des Originals sollten in Steindruck, das Ganze lieferungsweise erscheinen. Gern ging ich nicht daran und meine Ahnung über den Erfolg dieses Unternehmens hatte mich auch nicht getäuscht. Nachdem das Werk innerhalb eines Jahres vollständig erschienen, kamen höchst ungünstige Beurtheilungen, unter anderen in der Halle'schen allgem. Literaturzeitung 1831, Juni, S. 281. Und dennoch hatte das Buch ungemein guten Absatz; das alte Wort: „Habent sua fata libelli“ bestätigend. Ja es erschienen Nachdrücke, und schon nach vier Jahren kam an mich die Aufforderung, als ich schon in Göttingen war, eine neue Auflage zu besorgen: diesmal sollten Kupferstiche an die Stelle der Steindrücke treten, jene selbst nach meinem Gutbefinden mit ganz neuen vermehrt werden. Ich schrieb daher einen fast ganz neuen Text und gab besonders ein recht reichhaltiges Armamentarium obstetricium nach neu angefertigten Zeichnungen, wobei ich vor allen einen recht vollständigen Ueberblick auf die Geschichte der Zange nebst allen nur aufzutreibenden Zangenerfindungen, in Abbildungen versinnlicht, zu liefern mich bestrebte. Später sind geburtshülfliche Atlantiden und illustrirte Lehrbücher bei uns sehr Mode geworden: die von mir schon 1829 herausgegebenen Abbildungen sind denselben vorangegangen. — Endlich schrieb ich im Frühjahr 1829 die schon oben genannte „Einrichtung der Entbindungsanstalt in Berlin,“ welchem Buche der Zweck zum Grunde lag, eine Ge-

schichte dieser Anstalt und einen Rechenschaftsbericht aus der ersten Aera ihres Bestehens zu liefern. Ich habe daher das Buch auch dem Andenken ihres Stifters geliefert.

Nicht unerwähnt will ich lassen, dass ich Weihnachten 1828 einen Ausflug nach meinem geliebten Göttingen machte, theils um daselbst eine kurze Zeit mich zu erholen, theils aber auch, warum soll ich es läugnen, um Fäden anzuknüpfen, die mich vielleicht auf dieser Hochschule in späteren Jahren einen Wirkungskreis finden liessen. Ich verlebte angenehme Tage im Langenbeck'schen Hause, war viel mit meinen alten Lehrern zusammen, besuchte fleissig die Bibliothek, und kehrte nach kurzem Aufenthalte ermuthigt an Körper und Geist nach Berlin zurück.

Eingedenk des Bibelspruchs: „es ist nicht gut, dass der Mensch allein sei", welchen Spruch ich mir auslegte: „es ist nicht gut, dass der Geburtshelfer allein sei", vermählte ich mich am 9. April 1829 mit der ältesten Tochter des Schifffahrtsdirector Nöldechen. Es war gewagt: denn mit der Ernennung eines neuen Directors der Gebäranstalt wurde meine Stellung in Berlin sehr zweifelhaft; ich verliess mich indessen auf mein gutes Glück, das mir bis jetzt zur Seite gestanden, und hatte den Schritt auch nicht zu bereuen. Meine Frau gebar mir vier Kinder, zuerst zwei Töchter und dann zwei Söhne, die erste Tochter freilich erst 1834 in Göttingen. Die jüngsten Kinder, die beiden Söhne, verloren wir leider in dem Alter von zwei und drei Jahren! Von meinen Töchtern ist die älteste seit 1856 in Charleston (Südamerika) an einen eingeborenen Amerikaner, welcher in Göttingen seinen juristischen Studien obgelegen, verheirathet; die zweite lebt noch bis jetzt unvermählt im väterlichen

Hause. Ebenso habe ich die Freude, meine geliebte Frau noch an meiner Seite zu sehen.

Endlich entschied sich im Sommer 1829 mein künftiges Geschick. Die Ernennung des bis jetzt in Marburg wirkenden Professors Busch zum Nachfolger meines Vaters war geschehen, und er sollte im Winter 1829/30 sein neues Amt antreten. Ich entsann mich, dass der in Cassel lebende kurfürstliche Leibarzt und Obermedicinal-Director Dr. Heräus mit meinem seligen Vater in freundschaftlicher Verbindung gestanden; an ihn wandte ich mich, anfragend, ob ich keine Hoffnung hätte, die vacante Stelle in Marburg zu erhalten? Zugleich schrieb ich an mir bekannte Professoren in Marburg und legte ihnen meinen Wunsch vor. Man kam mir freundlich entgegen und ich nenne hier dankbaren Herzens meinen verehrten Collegen Professor Herold, der sich warm für mich interessirte; besonders habe ich es aber wohl der einflussreichen Verwendung des Casseler Leibarztes Heräus zu danken, dass ich unterm 14. Juli 1829 die Vocation als ordentlicher Professor der Geburtshülfe, Director der Gebäranstalt und Hebammenlehrer in Marburg erhielt, welche ich auch sofort annahm. Um die Freude einer ausserordentlichen Professur, wie diese wohl sonst auf der Himmelsleiter eines Universitätslehrers üblich ist, bin ich freilich gekommen. So schied ich denn am 4. September 1829 von Berlin, in welcher Stadt ich 13 Jahre gelebt hatte, dankbaren Herzens für alle das Gute, was ich daselbst genossen hatte, ausgesöhnt mit allem Herben, was zwischendurch wohl auch über mich gekommen war. Ueber Leipzig, Würzburg und Frankfurt a. M. reiste ich meinem neuen Wirkungskreise entgegen, nachdem ich noch unterwegs einige Tage bei Jörg in Leipzig mich aufgehalten, und von da in Halle

eine Zusammenkunft mit Busch hatte, wo wir uns wechselseitig über unsere neuen Stellungen Aufklärung gaben. Ebenso verweilte ich einige Tage in meiner Vaterstadt Würzburg und in Frankfurt a. M., so dass ich erst am 24. September in Marburg eintraf.

Ueber diese neue Epoche meines Lebens will ich Ihnen in meinem nächsten Briefe ein Weiteres berichten. — Leben Sie wohl.

SECHSTER BRIEF.

Schilderung von Marburg. — Zuvorkommende Liebenswürdigkeit der Collegen. — Treffliche, wenn auch kleine Gebäranstalt mit reichhaltigen Becken- und Instrumentensammlungen, von Stein dem Aelteren schon angelegt. — Guter, fleissiger Ton unter den Studirenden. — Unter den Einwohnern aller Stände grosse Geselligkeit, daher höchst angenehmes Leben. — Meine Studien und Vorlesungen. — Reise nach Heidelberg 1830, um Naegelé kennen zu lernen. — Beiträge zur Charakteristik der Persönlichkeit dieses ausserordentlichen Mannes. — Literarische Arbeiten. — Herausgabe des Solayrés de Renhac. — Reise nach Paris, Herbst 1831, bis in die Normandie ausgedehnt. — Ruf nach Göttingen, November 1832. — Annahme desselben und Abreise von Marburg im April 1833.

Göttingen, 8. August 1861.

Der Abstand zwischen dem grossartigen herrlichen Berlin und dem kleinen, höchst unschön gebauten Marburg musste von uns in hohem Grade empfunden werden, zumal in den ersten Tagen, wo man sich an einem neuen Wohnorte doch mehr an das Aeussere hält, wo noch keine nähere Bekanntschaften mit den Bewohnern gemacht sind, welche uns manches mangelhaft Scheinende leicht vergessen helfen, und wo vor allen eine passende Wohnung aufgesucht werden soll. Letztere war zwar bald gefunden, indess liess sie den Verwöhnten für den Augenblick Manches zu wünschen übrig, und ich sehe noch die

betrübten Mienen meiner Frau, als mir diese eines Tages anzeigte, sie habe ihren grossen von Berlin mitgebrachten Wandspiegel abschneiden lassen, weil er für ihr Zimmer zu gross gewesen. Dagegen entschädigte uns für die alte bergige Stadt mit ihren vielen hässlichen Lehmhäusern, die wie Schwalbennester an den Schlossberg hinauf, um welchen sich Marburg zieht, geklebt waren, die wundervolle Gegend und die fast aus jedem Hause zu geniessende prächtige Aussicht; es entschädigte uns die Liebenswürdigkeit der Bewohner, welche uns mit der grössten Freundlichkeit entgegen kamen, und mich besonders erfreute die gute Aufnahme, welche ich bei meinen neuen Collegen fand, so wie mich das vorgefundene, meiner Leitung übertragene geburtshülfliche Institut durch seine treffliche Einrichtung höchst zufrieden stellte. Zwar vermisste ich eine Dienstwohnung im Institute selbst, oder wenigstens in nächster Nähe, indessen war ich ja damals noch jung und von kräftiger Gesundheit, so dass ich mich vor den nächtlichen Gängen nach der Anstalt, mussten sie vorgenommen werden, nicht scheute. Auch fand ich doch einen Gehülfsarzt im Institute wohnen, der in dringlichen Fällen den Fernwohnenden ersetzen konnte. Die Anstalt besass eine sehr schöne Instrumentensammlung, an welcher schon Stein der Aeltere gesammelt hatte; ausserdem waren recht interessante Becken vorhanden. Da ich nun aus Berlin meine eigene Sammlung, welche ausser Instrumenten und Becken noch eine sehr reichhaltige Weingeistpräparatensammlung von Eiern, Embryonen, Monstris, Molen, pathologischen Geschlechtstheilen u. s. w. enthielt, mitgebracht und im Institute aufgestellt hatte, so vereinigte sich daselbst ein für Vorlesungen und Demonstrationen schätzbares Material, wie es kaum bei den grössten Lehranstalten gefunden wird.

Ich eröffnete am 21. October 1829 die geburtshülfliche Klinik mit 25 Praktikanten, hielt meinen Operationscursus am Phantome und las ein Collegium über gerichtliche Medicin, welche ich hier mit dem Lehrstuhle der Geburtshülfe verbunden fand. Diese Vorlesungen hielt ich immer mit dem grössten Vergnügen, und ich habe sie nie aus den Händen gegeben, da ich sie später auch in Göttingen seit jeher mit der Professur der Geburtshülfe vereinigt fand. Es gelang bald, mir das Vertrauen meiner Marburger Zuhörer zu erringen: ich muss denselben das Zeugniss geben, dass sie sich durch grossen Fleiss und ächt wissenschaftlichen Eifer auszeichneten; es bildete sich daher zwischen Lehrer und Schüler ein inniges und höchst trauliches Verhältniss, und ich bin überzeugt, dass alle meine alten Marburger Schüler mit derselben Liebe und Zuneigung meiner gedenken, womit ich mich ihrer erinnere. Das übrige Leben war damals in Marburg äusserst angenehm: es herrschte eine grosse Geselligkeit unter allen Ständen, der Ton war ungezwungen, keiner machte sich besonders geltend, Professoren, Gerichtsmitglieder, Militär, alles bildete eine grosse Gesellschaft: und fast jeden Abend sah man sich in irgend einem solchen geselligen Vereine, wozu entweder ein Mitglied der Gesellschaft eingeladen hatte, oder wo man an einem öffentlichen Orte zusammen kam. Ich fand damals mit meiner Frau viel Geschmack an dieser Geselligkeit und wir fehlten nie. Ausserdem boten uns kleine Reisen nach Frankfurt a. M. oder nach Cassel in den Weihnachts- und Osterferien Abwechselung genug bei dem auf die Dauer doch etwas eintönigen Leben.

So hatte ich mich schon nach Ablauf des ersten Semesters ganz in den neuen Wirkungskreis hineingelebt; mit meinen Collegen stand ich auf dem besten Fusse.

meine Berufsgeschäfte erfüllte ich auf das treueste — als neu war ausser der gerichtl. Medicin der Hebammen-Unterricht hinzugekommen — und an häuslichem Fleisse liess ich es auch nicht fehlen. Es wurden besonders die Lehrbücher von Osiander, Boër, Jörg, Stein jun. studirt, um sich vor Einseitigkeit zu schützen und wo diese etwa schon vorhanden war, sie wieder abzustreifen. Sollte ich doch im folgenden Semester Vorlesungen über Geburtshülfe halten, ein Collegium, welches hier dem Sommer-Semester anheim fiel. Auf dieses bereitete ich mich in den Ferien gründlich vor, was ich um so mehr thun musste, als ich hier die Einrichtung fand, dass dieses Collegium in wöchentlich 10 bis 12 Stunden gehalten wurde, wozu mein Berliner Plan sich nicht eignete. Da musste also im Hefte nachgeholfen werden, und da ich die in Marburg für die geburtshülfl. Vorlesungen einmal bestimmten Lehrstunden nicht kürzen wollte, so entstanden schon damals historische Einschaltungen, die ich dann in späteren Jahren für meine literarischen Arbeiten verwerthen konnte. Auch pflegten die Professoren in Marburg sogen. Publica zu lesen: ich wählte für das Sommer-Semester die Krankheiten der Wöchnerinnen, worüber ich ebenfalls erst ein Heft zusammen schreiben musste. Vollauf Beschäftigung, unter welcher das neue Semester begann! Ich versäumte dabei nicht, im Gebärhause wo möglich allen vorfallenden Geburten selbst beizuwohnen, und liess es mir besonders angelegen sein, die natürlich verlaufende Geburt recht genau zu studiren, den Mechanismus partus einer sorgfältigen Prüfung zu unterwerfen, nachdem ich wiederholt Naegelé's klassischen Aufsatz über diese Lehre mit der vollsten Aufmerksamkeit gelesen hatte.

Dadurch war der Wunsch in mir rege geworden,

diesen ausgezeichneten Lehrer und Geburtshelfer persönlich kennen zu lernen, was ich dann auch Pfingsten 1830 ausführte und dabei von einem meiner liebsten und tüchtigsten Schüler, dem jetzigen Physicus Dr. Stadler in Marburg, begleitet wurde. Mit Entzücken sah ich zum erstenmal die schöne Bergstrasse und das wunderbar romantisch gelegene Heidelberg mit seinem weltberühmten Schlosse. Doch alle diese Schönheiten sind schon so oft geschildert worden, dass ich Ihnen, die Sie ja selbst Heidelberg so genau kennen, dieselben nicht weiter vorführe: es genüge, Ihnen zu sagen, dass wir sie während unseres sechstägigen Aufenthaltes gehörig genossen, jeden Tag den herrlichen Schlossberg bestiegen und Ausflüge in die Umgegend machten. Mein Besuch galt dem Coryphäen der Geburtshülfe, und schon am anderen Tage der Ankunft verfügten wir uns zu ihm. Er nahm uns gütig auf, und da er gerade im Begriffe stand, in Begleitung eines seiner Schüler auf das Land zu einer Patientin zu fahren, so lud er uns ein, an diesem Ausfluge, der uns durch die schönste Gegend Heidelbergs führen sollte, Theil zu nehmen. Wir hatten kaum die Stadt verlassen, so fing Naegelé ein Gespräch über die Geburtshülfe an: er wendete sich dabei an meinen Begleiter und Schüler Stadler, und stellte mit ihm ein so gründliches Examen über verschiedene Punkte des Faches an, wie es nur in einem Rigorosum pro gradu geschehen kann. Ich merkte recht wohl, wo der Schalk hinauswollte: das ganze Examen sollte mir gelten; er entfaltete dabei seine eigenen Ansichten über Becken, Mechanismus partus und andere Gegenstände des Fachs, wobei er stets, wenn ihm mein Schüler abweichende, mit ihm nicht übereinstimmende Antworten gab, die er freilich von mir gelernt hatte, in

die Worte ausbrach: „Wie können Sie so Etwas in Gegenwart von zwei Professoren der Geburtshülfe behaupten!“ Wir vertieften uns so in die Geburtshülfe hinein, dass die ganze herrliche Gegend — es war das köstliche Thal von Neckarsteinach, welches wir befuhren — für uns verloren ging. Naegelé lebte überhaupt nur für sein Fach und alle seine Gedanken drehten sich immer nur um dasselbe: denn als ich später einmal mit ihm in Mannheim in der Oper Fidelio den Tönen der berühmten Schröder-Devrient lauschte und diese Sängerin in der Hauptscene im Kerker Alles durch ihr wunderbares Spiel dahinriss, rief der neben mir sitzende Naegelé aus: „Sehr schön, sehr schön!“ fügte aber gleich leiser hinzu: „Freund, glauben Sie wirklich, dass der Kopf des Kindes jemals im geraden Durchmesser des Beckeneingangs zur Geburt sich stellen könne?“ Dabei besass er eine so ausserordentliche Gabe der Rede, mochte er Dinge des gewöhnlichen Lebens oder wissenschaftliche Gegenstände besprechen, dass es eine wahre Lust war, ihm zuzuhören, wie denn auch gerade darum seine Vorlesungen über Geburtshülfe mit seinem übersprudelnden Witze — und den sparte er nicht — hinreissend auf seine Schüler wirkten. Ihm war daher auch nichts so zuwider, als langweilige Reden; so sagte er mir von einem seiner ehemaligen Collegen: „Hören Sie, der Mann kommt in der Materia medica gleich nach dem Opium: er hat das einschläfernde Princip im höchsten Grade an sich.“ Den geringsten Verstoss im Ausdrucke, Fehler gegen correcte Sprache rügte er auf der Stelle; ich war Zeuge, als ihn ein College einlud, einen schönen Fall von „Hyperexostose“ des Oberschenkels zu sehen; sofort wiederholte er: „Also von Hyperexostose des Oberschenkels? Schön, ich werde kommen.“ Aber

kaum hatte der College das Zimmer verlassen. so brach Naegelé in die Worte gegen mich aus: „Hören Sie, es hat Einer genug an einer Exostose, wozu noch eine Hyperexostose?“ Eben so erzählte mir später mein verehrter College Henle, dass ihm Naegelé, als er ihm sein Werk über allgemeine Pathologie überreicht hatte, über dasselbe schon nach ein paar Tagen die grössten Lobeserhebungen gemacht, weil er, nicht wie Andere — gesundheitsgemäss, sondern gesundheitgemäss schreibe! Wie sehr ihm die geringfügigste Sache zur Gelegenheit, seinen Witz leuchten zu lassen, dienen musste, mag Ihnen noch folgendes Geschichtchen beweisen. Bald nach meiner Ankunft in Heidelberg hatte Naegelé die Güte, mich in seinem Institute herumzuführen und mir auch seine Sammlung von Instrumenten u. s. w. zu zeigen. „Diese Zange werden Sie wohl kennen,“ sagte er, mir ein Exemplar der Siebold'schen Zange vorlegend, die aber in manchen Stücken fehlerhaft gearbeitet war. „Das soll ja wohl die Zange meines Vaters sein?“ entgegnete ich, wobei ich zugleich Naegelé auf die Abweichungen vom Original aufmerksam machte. Mit den Worten: „Es ist mir lieb, dass Sie mir das sagen,“ legte er die Zange weg. Ich hatte Heidelberg kaum verlassen, so erzählte N. in seinen Vorlesungen, wir hätten jetzt einen solchen Ueberfluss an Zangen, dass der Sohn eines berühmten Geburtshelfers, der selbst Professor artis obstetriciae, seines Vaters eigene Zange nicht gekannt hätte. Wie viele solche Geschichten könnte ich Ihnen noch erzählen, doch mögen die mitgetheilten zur Charakteristik des Mannes genügen, der für unser Fach so unendlich viel gethan hat, dass sein Name, so lange es eine Wissenschaft giebt, nie vergessen werden wird. In den wenigen Tagen,

welche ich in Heidelberg zubrachte, habe ich aber auch den lieben Mann gehörig genossen: jeder Abend fand mich bei ihm, wo ich seinen Erzählungen begierig lauschte, mochten diese brennende Fragen des Fachs oder Mittheilungen aus früher Erlebtem, wobei er so gern von seinem verstorbenen Freunde Wigand sprach, oder literar-historische Bemerkungen, Lobeserhebungen des alten Deventer, des Göttinger Röderer, den er über Alles schätzte, des Franzosen Solayrés de Renhac, dieses so jung verstorbenen Lehrers Baudelocque's, des Wiener Boër oder der trefflichen Lachapelle betreffen. Endlich schlug die Trennungsstunde: der freundlichen Einladung Naegelé's, ihn bald wieder zu besuchen, gab ich nur zu gern Folge, und in der That war ich im Jahre 1831 noch zweimal in Heidelberg: ein lebhafter Briefwechsel ward eingeleitet, 1848 der Besuch wiederholt, wo ich ihn zum letztenmal sah. Er starb den 21. Januar 1851 im 74. Lebensjahre.

Nach Marburg zurückgekehrt ging es nun mit verdoppeltem Fleisse an die geburtshülfl. Beschäftigungen; ich hatte von Heidelberg und besonders von dem Examen meines Schülers manchen Stoff in mir aufgenommen, der durchgearbeitet werden musste. Naegelé's Hebammenlehrbuch, eben erschienen, hatte ich von Heidelberg mitgebracht, und da dasselbe die Hauptgrundsätze des Verf. enthielt, vermöge seiner ganzen Darstellungsweise sich auch mehr als ein Lehrbuch für höhere Geburtshülfe eignete, was der Verf. selbst dadurch anerkannte, dass er es seinen Vorlesungen für Studirende zu Grunde legte, so ward dasselbe einem genauen Studium unterworfen; eins führte auf das andere, Wigand, die Schriften der höchst erfahrenen Lachapelle, des Wiener ausgezeichneten Geburtshelfers W. J. Schmitt wur-

den eifrig durchstudirt und so neue Ansichten über das Fach gewonnen, welche mir bisher noch verborgen geblieben waren. So entwickelte sich bei mir die besondere Vorliebe für die literar-historische Seite der Wissenschaft, welcher ich später die vollste Thätigkeit zugewendet. Als Frucht meines Heidelberger Ausfluges nenne ich die Herausgabe der äusserst selten gewordenen, durch Naegelé's Bemühungen zu vollen Ehren gelangten Schrift von Solayrés de Renhac: „De partu viribus maternis absoluto." wovon mir der hochverdiente Oberbibliothekar Reuss in Göttingen ein Exemplar in Paris aufgetrieben hatte. Das Exemplar, welches längst in Naegelé's Händen war, konnte man von ihm nicht erhalten, da er stets damit umging, die Schrift selbst herauszugeben. Die Gespräche mit N. führten uns oft auf Solayrés, und da er die Herausgabe verzögerte, so unternahm ich dieselbe 1831, einen Commentar in lateinischer Sprache dazu verfassend. Später hielt ich sowohl in Marburg wie in Göttingen Vorträge über diesen Auctor. Eine zweite Arbeit, welcher ich mich in Marburg unterzog, war die Besorgung einer neuen Auflage des Hebammenlehrbuchs meines Vaters, der fünften, Würzburg 1831 erschienen, und endlich schrieb ich zur 50jährigen Doctorjubelfeier des Seniors der medic. Facultät in Marburg J. D. Busch ein Programm: „Nexum jurisprudentiam inter et medicinam exhibens. Marburg. 1831. 4." Dabei redigirte ich mein Journal fleissig fort, in welches ich manche eigene Arbeit über praktische Gegenstände der Geburtshülfe u. s. w. niederlegte.

In den Herbstferien 1831 entschloss ich mich zu einer grösseren Reise nach Paris. Ich empfand es schmerzlich, dass es die Verhältnisse mir nicht gestattet hatten, gleich nach Beendigung meiner akademischen

Studien die üblichen wissenschaftlichen Reisen angetreten zu haben: das sollte nun nachgeholt werden, und ich wählte zum Besuch zuvörderst Frankreichs Hauptstadt. Meine Frau — wir waren damals noch kinderlos — war meine Begleiterin, und ein sechswöchentlicher Aufenthalt in Paris liess mich diese grosse Stadt in jeder Beziehung hinreichend kennen lernen. Fleissig wurden die Spitäler besucht, die Bekanntschaften der berühmtesten Männer gemacht und ihren Vorträgen beigewohnt: ich nenne von diesen Dupuytren, Lisfranc, Velpeau, Louis, Breschet, Andral, Alibert, Esquirol, Cruveilhier, Ricord, Civiale; von Männern meines Fachs kam ich mit dem ehrwürdigen Deneux, den beiden Neffen Baudelocque's, einer davon der Erfinder des Cephalotribe's (Kephalothryptor), mit Maygrier, der Madame Boivin, dem von Montpellier gerade anwesenden höchst liebenswürdigen Dugès in nähere Berührung; ich fand besonders in Deneux einen höchst gebildeten und gelehrten Geburtshelfer, welcher eine ausgezeichnete Bibliothek besass, die eine grosse Anzahl von seltenen Schriften enthielt; mit grosser Liberalität erlaubte mir der Besitzer den Gebrauch derselben, gestattete mir, Bücher mit nach Hause zu nehmen, so dass ich dieser gütigen Erlaubniss die Bekanntschaft mit manchem seltenen Werke aus der französischen Literatur verdankte. Auch der Güte des gerade anwesenden Alexander von Humboldt, dem ich meine Aufwartung machte, muss ich gedenken, der mir durch Empfehlungen manches Sehenswerthe eröffnete, was sonst Fremden nicht so leicht zugänglich ward.

Dagegen befriedigte mich der Zustand meines speciellen Fachs in Paris wenig; schon die marktschreierischen Anzeigen an den Strassenecken von geburtshülf-

lichen Lehrcursen, zu welchen diese oder jene Geburtshelfer, Professeurs d'accouchemens, einluden, berührten mich unangenehm, ja ich hatte selbst ein paarmal bei den Franzosen, wenn ich mich als Professeur d'accouchement d'Allemagne vorstellte, einen kühlen Empfang erfahren, bis ich von Bekannten darauf aufmerksam gemacht wurde, mich als „Professeur de la faculté de médecine de Marbourg" zu introduciren, worauf ich überall eine freundliche Aufnahme fand. Hat doch Paris seine Professeurs de danse, à ecrire, ja selbst des chiens, die ich mit ihren Schülern auf dem Pont neuf ausstehen und letztere zum Verkauf ausbieten sah. Damals hatte Paris noch keine öffentliche Gebäranstalt für Studirende, welche erst 1835 von Paul Dubois eingerichtet wurde. Der praktische Unterricht ward in sogenannten Salles d'accouchemens gegeben, wohin arme Gebärende von Hebammen abgeliefert und gleich nach beendigter Geburt wieder abgeholt wurden. Selbst Hebammen erboten sich in öffentlichen Aushängeschildern zum Unterricht Studirender, wie ich eine solche auf der Strasse angebrachte Inschrift auf meinen Gängen durch die Stadt copirte, die also lautete: „Madame Dutillieux, M^sse^ sage femme jurée, reçue par la faculté de médecine à Paris. Enseignant avec autorisation depuis nombre d'années la chirurgie des accouchemens pour M. Mss. les élèves en médecine, tant nationaux, que étrangers, continue ses cours journaliers de théorie et de pratique pendant toute l'année scolaire. Mad. Dut. continue aussi de recevoir en pension les Dames enceintes à toutes les époques de la grossesse dans un maison d'accouchement. Elle est visible tout le jour dans son cabinet, rue de Paon Nr. 2, depuis 10 heures du matin jusqu'à 1 heure." Auf meine Frage nach der Ursache des

Mangels einer solchen nützlichen Anstalt für Studirende, ohne welche der Unterricht in der Geburtshülfe nur stets ein mangelhafter sein kann, ward mir ein paarmal die Antwort: „C'est contre la moralité!“ Paris und Moralität! Doch Dank den Bemühungen des Paul Dubois: es ist jetzt diesem Mangel abgeholfen. Dagegen sah ich die grossartige Maternité, dem Unterrichte der Hebammen gewidmet, fand aber selbst da nur mit äusserster Mühe Zutritt, nachdem ich mich bei der Oberhebamme Madame Le Grand als medic. Facultäts-Professor und selbst Director einer Gebäranstalt legitimirt hatte. Dennoch ward mir nur eine sehr oberflächliche Besichtigung gestattet, so dass ich später den dirigirenden Arzt Cruveilhier ersuchte, mit ihm die Tagesvisite machen zu dürfen, was mir auch gütigst erlaubt wurde.

Dass ich neben diesen wissenschaftlichen Beschäftigungen das Pariser Leben überhaupt kennen zu lernen nicht versäumte, dass ich alles Sehenswürdige in Augenschein nahm, Ausflüge nach Versailles, St. Cloud, Sêvres, Mendon, Vincennes u. s. w. machte, brauche ich nicht anzuführen. Mein beständiger Begleiter in die Hospitäler so wie an alle Vergnügungsorte war Dr. Cohen aus Hannover, den ich in Paris kennen lernte, jetzt Medicinalrath und vielbeschäftigter Arzt in Hannover. Eine volle Woche brachte ich in der schönen Normandie, in Rouen und besonders Havre de Grâce zu. Auf der Heimreise blieben wir ein paar Tage in Strassburg; ich lernte Flamant, den liebenswürdigen Stoltz und Ehrmann kennen, besah die ehrwürdige Gebäranstalt, die älteste auf teutschem Boden — warum sollen wir den Elsass nicht teutsch nennen? — und bewunderte das grossartige anatomische Museum. Ueber Heidelberg, wo ich Naegelé heimsuchte und ihm über meine

Reise berichtete, ging's dann nach der alma Philippina zurück, um die gewohnten Beschäftigungen wieder aufzunehmen.

Meine Liebe zu den altclassischen Studien hatte sich während meines ganzen Aufenthaltes in Marburg in keiner Weise vermindert: ich beschäftigte mich zu meiner Erholung immer mit der Lesung eines alten Auctors, und hörte noch im Sommer 1832 bei K. Fr. Hermann, welcher in jenem Semester von Heidelberg als Professor der Philologie zu uns herübergesiedelt war und mir ein theurer Freund wurde, die Satiren des Persius exponiren, so wie ich in demselben Semester die Vorlesungen meines Collegen Rehm über alte Geschichte hörte.

Im Jahre 1832 ward ich von meinen Herren Collegen zum Prorector der Universität auf ein Jahr gewählt, ein Amt, das mich nicht sehr erfreute, obgleich dem Marburger Prorector doch noch eine ziemlich erfreuliche Selbständigkeit bewahrt wurde, wofür derselbe aber auch recht viel zu thun hat. Nichts Gelegeneres konnte mir daher kommen, als dass ich im Nov. 1832 vom K. Universitätscuratorium zu Hannover die Vocation als Professor der Medicin und Geburtshülfe, Director der Entbindungsanstalt und Hebammenlehrer in Göttingen erhielt. Denn abgesehen von dem längst gehegten Wunsche, einst in Göttingen lehren zu können, abgesehen von dem grösseren Wirkungskreise, der sich mir auf dieser Hochschule darbot, sah ich mich durch die Annahme dieses Rufs von dem lästigen Amte eines Prorectors schon Ostern befreit: ein Amt, das mir manches Unangenehme bereits gebracht und in nächster Zukunft mit noch Unangenehmerem drohte. Ich erinnere Sie nur an die damaligen Verfassungsangelegenheiten in Kurhessen und an die Wahl Jordan's von Seiten der Universität. Ich

kam daher um meine Entlassung aus kurhessischem Staatsdienst ein, erhielt diese, legte am 24. März 1833 mein Prorectorat nieder, ordnete meine Angelegenheiten und verliess am 5. April Marburg, nicht ohne Wehmuth von diesem Orte scheidend, an welchem ich so viel Liebes und Gutes von allen Seiten genossen hatte und wo ich, ich kann es wohl sagen, die vergnügtesten und glücklichsten Jahre meines Lebens zugebracht habe. Am 12. April 1833 traf ich an dem Orte meiner neuen Bestimmung ein. Darüber in meinem nächsten Briefe. — Leben Sie wohl.

SIEBENTER BRIEF.

Gute Aufnahme in Göttingen. — Meine Vorlesungen; veränderte Einrichtung der geburtshülflichen Klinik. — Vergrösserte literarische Thätigkeit. — Fange meine Geschichte der Geburtshülfe an 1835, beendige sie 1845. — Ruf nach Würzburg 1845; abgelehnt. — Grössere Reisen. — Berlin und Danzig, 1835. — Jubiläum der Universität Erlangen 1843. — Wien, Venedig, Mailand, Genua, Neapel, Rom und Florenz, 1847. — Schilderung der Wiener grossen Gebäranstalt. — Erinnerung an Boër. — In Venedig Congregazione dei dotti. — Eindruck der zaubervollen Stadt. — Buonaparte, Fürst von Canino. — Mailand. — Gebäranstalt unter Billi. — Ueber Genua nach Neapel. — Die blaue Grotte auf Capri. — Pompeji. — Rom. — Florenz. — Ueber den Brenner nach Hause. — Zweite Reise nach Wien und Venedig 1850. — Ueber München zurück. — Prag und Wien 1851. — Längerer Aufenthalt in Wien zu geburtshülflichen Zwecken. — Desgleichen 1852. — Abstecher nach Pesth-Ofen. — In Göttingen ein philologisches Collegium über Juvenal gehalten 1854. — Spätere philologische Studien. — Ende der Biographie.

Göttingen, den 12. August 1861.

Das Ziel meines sehnsüchtigsten Wunsches, dereinst in Göttingen lehren zu können. war demnach früher erreicht, als ich es selbst gedacht hatte: im Herbst 1825 verliess ich diese Hochschule als Studiosus medicinae, und Ostern 1833, also nach noch nicht ganz verflossenen acht Jahren, zog ich als Professor ordinarius wieder ein. Alle Mitglieder der medicinischen Facultät, vom ehrwürdigen Blumenbach an bis zum jüngsten

Mitgliede, Professor Marx, waren meine Lehrer gewesen, und ich muss es gestehen, es ward mir anfangs nicht leicht, mich in dieses neue Verhältniss zu finden, doch liess mich ihre zuvorkommende Güte und das mir von meiner Ankunft an zugewendete Wohlwollen bald darüber hinwegsehen. Ich bezog sogleich meine neue Amtswohnung im Entbindungshospitale, richtete mich gehörig ein, stellte meine mitgebrachten Sammlungen, meine reichhaltige Bibliothek auf und begann Anfangs Mai meine Vorlesungen über Geburtshülfe, über gerichtliche Medicin, welche letztere viel von Juristen besucht wurde, und erläuterte in einem Publicum den Solayrés de Renhac über den Geburtsmechanismus. Zugleich eröffnete ich die geburtshülfliche Klinik, der ich aber eine andere Einrichtung gab, als sie bei meinem Vorgänger Mende hatte. Dieser versammelte seine Zuhörer nur bei vorfallenden Geburten und wöchentlich einmal zu Explorations-Uebungen. Ich änderte das dahin ab, dass ich in feststehenden Stunden klinischen Unterricht gab; diese Stunden bestimmte ich zur Vorstellung von Schwangern und zum Examen derselben: ich erläuterte in denselben Alles, was in der Anstalt vorgekommen, namentlich wurden vorgefallene abnorme Geburten, Operationen genauer durchgegangen, die letzteren am Phantome wiederholt; ich besuchte mit meinen Zuhörern die Wöchnerinnen, und wenn weiter nichts vorlag, wählte ich einzelne Capitel aus der Geburtshülfe und ging diese näher durch. Dabei ward stets die examinirende Methode angewendet, deren Vortheile ich durch die Erfahrung kennen gelernt hatte. Die oft sehr glänzenden Vorträge der klinischen Lehrer, wie ich sie namentlich in Paris gehört habe, bestechen zwar das Urtheil der Zuhörer ungemein, aber sie stiften

nicht den Nutzen, welchen die Sokratische Examinir-Methode der Einzelnen hat. Ich richtete dabei diese klinischen Unterhaltungen so ein, dass ich die erste Hälfte des Semesters vorzugsweise der Betrachtung des Gesundheitgemässen, des Normalen der Schwangerschaft und Geburt widmete, und in der zweiten Hälfte das Pathologische berücksichtigte. In eigenen Stunden wurden dann die Praktikanten in der Untersuchungskunst geübt, wobei ich auch der so wichtigen Auscultation die gebührende Berücksichtigung schenkte. Bei solcher Einrichtung konnte ich meine Zuhörer gleich bei ihrer ersten Beschäftigung mit dem Fache, wenn sie die theoretischen Vorlesungen hörten, praktisch mit der Geburtshülfe bekannt machen, indem ich diese als sogen. Auscultanten, wie in den andern Kliniken, jene stabilen Stunden besuchen und sie zugleich als Zuschauer und Beobachter zu jeder Geburt rufen liess, da gerade die Beobachtung natürlicher Geburten, ihr ganzer Verlauf und Hergang für die Behandlung vorkommender Abnormitäten von so grosser Wichtigkeit ist und diese Gelegenheit, wie sie in Gebäranstalten geboten wird, dem künftigen Praktiker in solcher Weise nicht wieder vorkommt. Mit Kranken bleibt der angehende Arzt in beständiger Berührung, aber nicht mit Gebärenden, am allerwenigsten mit normalen Geburtsfällen, die den Hebammen überlassen bleiben, und darum kann er auf Universitäten nicht früh genug mit der geburtshülflichen Praxis in der grössten Ausdehnung bekannt gemacht werden. Ich habe dabei noch den Vortheil, dass mir dann der klinische Unterricht selbst mit meinen Praktikanten, die früher schon die Klinik als Auscultanten besucht haben, bedeutend erleichtert wird. — Meine übrigen Lehrvorträge, welche ich seit dem Beginn meiner Wirksamkeit

in Göttingen hielt, waren folgende: In jedem Semester wurde die Theorie der Geburtshülfe gelehrt und dann in besonderen Stunden für die, welche jene gehört, ein Operationscursus am Phantome gehalten. Von Zeit zu Zeit las ich in öffentlichen Stunden über Krankheiten der Wöchnerinnen, trug die Geschichte der Geburtshülfe in Verbindung mit Instrumentenlehre vor, oder ich erläuterte den Mechanismus partus, wobei ich Solayrés de Renhac interpretirte. Es wurde ferner Medicina forensis gelehrt, bis zum Jahre 1848 in jedem Semester, dann aber nur alle Winter, da in jenem Jahre die sogenannten Zwangscollegia aufgehoben wurden — eine Errungenschaft für die Studirenden — und nun besonders die Herren Juristen sich lieber ganz von dem Hören der für sie doch so wichtigen Medicina forensis dispensirten. Dass ich auch einmal ein philologisches Colleg las und Juvenal's sechste Satire interpretirte, will ich Ihnen unten erzählen.

Sie sehen, mein liebster Freund, dass sich mir in Göttingen ein recht erweiterter Wirkungskreis für meine akademische Thätigkeit eröffnet hatte: ich war oft täglich mit vier Stunden Vorlesungen beschäftigt, wozu dann noch der Hebammenunterricht kam, der bis zum Jahre 1845 in zwei Cursen, von da aber nur in einem fünfmonatlichen Cursus einmal im Jahre und zwar im Winter abgehalten wurde.

Zu dieser akademischen Thätigkeit gesellte sich nun auch noch die literarische, wie diese fast bei allen Lehrern der Georgia Augusta von jeher sich geltend gemacht hat. Gleich nach meiner Ankunft in Göttingen lag es mir ob, eine neue Auflage der Abbildungen, von denen ich Ihnen im fünften Briefe erzählte, zu besorgen. Ich liess dazu viele neue Zeichnungen anfertigen, welche, so wie die aus der ersten Auflage beibehaltenen Abbildungen in Kupfer gestochen wurden, arbeitete den Text um,

fügte neue Capitel hinzu, so dass das Buch in fast ganz veränderter Gestalt erscheinen konnte, und im October 1835 vollendet vorlag. Als Antrittsprogramm meiner Professur schrieb ich 1834: „De circumvolutione funiculi umbilicalis adjectis duobus casibus rarioribus.“ Im Jahre 1838 erschien die sechste Auflage des Hebammenlehrbuches meines Vaters, von dem ich bereits 1831 die fünfte Auflage besorgt hatte. Im Jahre 1835 fing ich an, einen längst gehegten Plan auszuführen und die Geschichte der Geburtshülfe zu schreiben, eine Arbeit, die an keinem andern Orte besser unternommen werden konnte, als gerade in Göttingen, wo die Königl. Bibliothek mit ihren reichhaltigen Schätzen das nöthige Material dazu geben konnte, wie denn auch schon Fr. B. Osiander 1799 seine pragmatisch-literarische Geschichte hier verfasst hatte. Diese war das letzte historische Werk über Geburtshülfe und ich hielt es für gerechtfertigt genug, die Geschichte einmal wieder von neuem zu bearbeiten, zumal das Osiander'sche Werk der Unrichtigkeiten so manche besass, und von seinem Verfasser eine bestimmte Farbe erhalten hatte, wie solche geschichtliche Werke nicht an sich tragen dürfen. Nach Verlauf von vier Jahren, 1839, war der erste Band meiner Geschichte beendigt, an dem ich unausgesetzt gearbeitet hatte; ich liess mir besonders das Quellenstudium angelegen sein, traute nie den Angaben Anderer, sondern sah Alles selbst ein, und war besonders bemüht, der Bücherkunde die bestmöglichste Genauigkeit zuzuwenden. Die sechs folgenden Jahre wurden dem zweiten Bande gewidmet: dieser konnte 1845 erscheinen, womit das Ganze beendigt war. Dazwischen gab ich mein Lehrbuch der Geburtshülfe (1841) heraus, welches 1854 in zweiter Auflage mit Holzschnitten versehen erschien. Endlich liess ich im Auf-

trage des Königlichen hannoverschen Ministeriums des Innern in Gemeinschaft mit meinem verehrten Freunde Dr. Kaufmann, Obermedicinalrath und Hebammenlehrer in Hannover ein Lehrbuch für Hebammen, zunächst für die Schulen des Königreichs Hannover erscheinen. Viele einzelne geburtshülfliche Arbeiten sind in meinem Journale für Geburtshülfe enthalten, welche Zeitschrift mit dem 17. Bande 1838 geschlossen wurde, worauf ich der neuen Zeitschrift für Geburtskunde (7. Band) als Mitredacteur beitrat, die sich seit 1853 in die Monatsschrift für Geburtshülfe verwandelte und meine späteren Arbeiten aufnahm. Desgleichen liefere ich seit 1845 den jährlichen Jahresbericht über die Leistungen in der Geburtshülfe für die Canstatt-Eisenmann'schen Jahresberichte über die Fortschritte der Medicin. Ausserdem befinden sich Aufsätze und Recensionen von mir in Hecker's Annalen, in Pierer's Annalen, in Jahn's medicinischem Conversationsblatte, in der Salzburger medicinischen Zeitung, in Schmidt's Jahrbüchern, in der preussischen medicinischen Vereinszeitung, im encyclop. Wörterbuche der medicinischen Wissenschaften, herausgegeben von der Berliner medicinischen Facultät, in der Zeitschrift der Gesellschaft der Aerzte zu Wien, in den Schriften der Königlichen Societät der Wissenschaften zu Göttingen und in H. Wagener's neuem Staatslexikon. — Meine gerichtlich-medicinischen Arbeiten, obergerichtsärztlichen Gutachten, welche mir als Mitglied des medicinischen Spruchcollegiums in Göttingen zu verfassen oblagen, machte ich theils in Henke's Zeitschrift der gerichtlichen Medicin, theils in meinen eigenen Journalen bekannt, so wie ich auch im Jahre 1847 ein Lehrbuch der gerichtlichen Medicin zum Gebrauch bei meinen Vorlesungen drucken liess. — Endlich nahm ich

als Mitarbeiter bei den Göttinger gelehrten Anzeigen den regsten Antheil, so dass bis jetzt (August 1861) von meiner Hand 237 Recensionen und Anzeigen abgedruckt sind.

Sie sehen aus diesen Mittheilungen, mein verehrter Freund, dass in Göttingen tüchtig gearbeitet wurde: es wird aber auch nicht leicht einen Ort geben, der in jeder Beziehung so zu geistigen Beschäftigungen gemacht ist, als gerade Göttingen. Bei der Vereinigung so vieler ausgezeichneter Männer in jedem einzelnen Fache der Wissenschaft ist Jeder dem Anderen nachzuahmendes Vorbild: Zerstreuungen, wie sie in anderen grösseren Universitätsstädten sich darbieten und von geistigen Arbeiten ablenken, finden sich hier gar nicht; dazu die grossen Hülfsmittel der Königlichen Bibliothek, die wahrhaft väterliche Vorsorge des Königlichen Curatoriums für die Universität, welches jeden billigen Wunsch um Verbesserung der Institute und sonstiger Attribute erfüllt; alles dies befördert die Arbeiten der Einzelnen und spornt sie zu dem grössten Fleisse an, so dass man Göttingen selbst eine grosse Studirstube nennen könnte. Diese friedliche und mir lieb gewordene Beschäftigung mit der Wissenschaft trug auch mit dazu bei, im Jahre 1845, als mir der Antrag des durch d'Outrepont's Tod in Würzburg verwaisten Lehrstuhls der Geburtshülfe gemacht wurde, denselben abzulehnen und in meiner bisherigen Stellung zu verbleiben, so sehr mich auf der anderen Seite die geliebte Vaterstadt und das Leben im Süden Teutschlands anzog.

Ich habe Ihnen bis jetzt, mein liebster Freund, nur den Ernst meines Göttinger Lebens geschildert; ich will nun auch das Angenehme, das von mühevoller Arbeit Zerstreuende Ihnen schildern, was freilich nicht in Göttingen

selbst, sondern auswärts aufgesucht werden musste. Ich für meinen Theil fand es in meinen von Göttingen aus in den grossen Herbstferien angestellten Reisen, und ich kann wohl sagen, dass ich das früher Versäumte in vollem Maasse nachholte. Ich will Ihnen in aller Kürze von meinen unternommenen Reisen schreiben; sie haben wesentlich auf meine weitere Ausbildung eingewirkt, darum darf ich hier, wo ich Ihnen mein Leben schildere, dieselben nicht ganz umgehen, wenn ich Ihnen auch keine Reisebeschreibungen liefern kann.

Ich schweige hier von meinen Berufsreisen, wie ich sie nennen möchte, welche mich oft wochenlang von meinem Lehramte entfernten, und die bereits in Marburg vom Jahre 1830 an meine Zeit in Anspruch nahmen, indem mich das Vertrauen von höchsten und allerhöchsten Herrschaften in geburtshülflicher Beziehung beehrte. Fulda, Cassel, Meiningen, Potsdam und Stolberg a. H. waren die Städte, welche mir als zeitweiliger Aufenthalt zu dem genannten Zwecke dienten: hier wurde ich mit der geburtshülflichen Praxis in den Palästen bekannt, welche mich denn doch einigen Unterschied von der gewöhnlichen kennen lehrte, und so meine Lebenserfahrungen bereicherte.

Eben so übergehe ich meine Badereisen: denn leider! wurden diese durch Gichtanfälle, die schon in den ersten Jahren meines Göttinger Aufenthaltes über mich kamen, in späterer Zeit nothwendig: ich besuchte zweimal Kissingen (1844 und 1849), suchte 1851 und 1855 Linderung meiner Leiden in Thüringens Fichtennadelbädern (Blankenburg bei Rudolstadt), besuchte 1856 die Thermen in Wiesbaden, begab mich dann zu gleichem Zwecke 1857 und 1858 in eine Molkenanstalt nach dem reizenden Berneck im Fichtelgebirge, und endlich 1859

und 1860 nach Carlsbad. So interessant es mir als Arzt war, das Badeleben an diesen verschiedenen Orten aus eigener Anschauung zu kennen, so fand ich doch überall so viel Eintöniges und ich kann wohl sagen auf die Dauer Langweiliges, dass ich mich gerne der weiteren Berichte über diese Reisen überhebe. Auch muss ich leider! bekennen, dass alle diese Badereisen auf meinen Gesundheitszustand keinen wesentlichen Einfluss hatten. — Ich kann hier nicht umhin, Ihnen eine Postanecdote zu erzählen. Als ich das erste Mal in Blankenburg war, hatte ich meiner Frau die Adresse an mich geschrieben: „in Blankenburg bei Rudolstadt", zum Unterschied von Blankenburg am Harz. Nichts desto weniger keine Antwort an mich: man hatte den Brief meiner Frau dennoch nach Blankenburg am Harz geschickt; von da war er endlich wieder nach Göttingen gesendet worden. Auf die Adresse hatte man geschrieben: „In ganz Blankenburg existirt kein Rudolstadt!" So liess ich denn künftig noch hinzuschreiben „in Thüringen"; dann ging's!

Dagegen rechne ich zu meinen angenehmen und höchst lehrreichen Ausflügen diejenigen, welche ich 1833 nach dem herrlichen Dresden — ich sah es zum erstenmal — und 1834 nach Leipzig unternahm, an welchem letzteren Orte ich bei Jörg gastfreundliche Aufnahme fand, und von diesem erfahrenen Geburtshelfer, dem Repräsentanten der Boër'schen Grundsätze, manches lernte. — Im Jahre 1835 machte ich eine grössere Reise nach Berlin und dehnte dieselbe bis Danzig aus, wo damals mein Bruder Hebammenlehrer war: doch war ihm dieses Amt Nebensache, er trieb die ihm lieb gewordenen Naturwissenschaften, um sich zu einem akademischen Lehrstuhle vorzubereiten, der ihm auch bald, zuerst in Erlangen, zu Theil ward. In Danzig sah ich

auch meinen alten Freund Baum in seiner vollen Wirksamkeit als Director des dortigen grossartigen Krankenhauses wieder und brachte angenehme Stunden mit ihm zu. Ein genussreicher Tag ward in dem prächtigen Marienburg verlebt. Ueber Stettin, wo eine verheirathete Schwester lebte, gings nach Berlin zurück: alte Bekanntschaften wurden hier aufgesucht, neue gemacht. aber dem geräuschvollen Berlin konnte ich keinen Geschmack mehr abgewinnen und freute mich. in mein friedliches stilles Göttingen zurückkehren zu können.

Im Jahre 1839 besuchte ich noch einmal mit meiner Familie Preussens Hauptstadt, um den dort lebenden Schwiegereltern die Enkel vorzustellen.

Die folgenden Jahre blieb ich zu Hause, um meine literarischen Arbeiten vorwärts zu bringen und erst 1843 besuchte ich meinen Bruder in Erlangen, um mit ihm das schöne hundertjährige Jubiläum dieser Universität zu feiern. Es war ein in jeder Beziehung gelungenes. durch keinen Misston getrübtes herrliches Fest, wie mir alle Diejenigen bezeugen werden, die es mitfeierten. Das nahe gelegene altehrwürdige Nürnberg mit seinen reichen Schätzen der Baukunst und mittelalterigen Erinnerungen ward mehrmals besucht, und stets von neuem bewundert. — Ich will bei dieser Gelegenheit bemerken, dass es mir vergönnt war, 1837 im September das 100-jährige Jubelfest der Stiftung der Universität Göttingen mit zu feiern: ich gehe aber nur kurz darüber weg, weil einmal dieses Fest damals genugsam beschrieben wurde, und weil dann gerade nach dieser Feier die Universität Göttingen von harten Schlägen getroffen wurde, politische Verfassungswirren, Entlassung der sieben Professoren u. s. w., so dass bei jedem Göttinger die Erinne-

rung an jene Jahre nur niederschlagende Gefühle mit sich bringt.

Nun trat wieder eine Pause in grösseren Reisen ein, bis ich mich im Sommer 1847 entschloss, Wien kennen zu lernen und von da eine grössere Reise nach Italien zu machen. Nach Wien zogen mich die grossartigen geburtshülflichen Anstalten, nach Italien die Sehnsucht, den classischen Boden, von welchem aus jede höhere Bildung sich verbreitet hatte, selbst zu sehen. Von Regensburg aus, wo mir noch liebe Verwandte wohnten, machte ich zu Wasser die Fahrt auf dem herrlichen Donaustrome und traf am 22. August in Wien ein. Mein erster Gang war nach dem allgemeinen Krankenhause in der Alservorstadt, um sogleich das Gebärhaus zu besuchen und das Nöthige wegen Benutzung desselben einzuleiten. War ja das doch der Hauptzweck, wesswegen ich mich nach Wien verfügte. Ich wollte die Wiener Schule mit ihren Grundsätzen an Ort und Stelle studiren, ich wollte hier an der Grossartigkeit des Materials die Boër'schen Lehren, denen ich mich längst zugewendet hatte, von neuem prüfen, und mich mit den wunderbaren Kräften der Natur bei der Vollendung ihres schönsten Werkes recht innig vertraut machen. Ich fand bei dem damaligen Vorstande der ersten Klinik des Gebärhauses, Professor Klein, eine ausgezeichnete Aufnahme, so wie mir auch sein Secundärarzt Semmelweis die grösste Zuvorkommenheit erwies, wofür ich beiden noch heute ein dankbares Herz bewahrt habe, und daher auch dem Freunde Semmelweis gerne verzeihe, dass er mich vor kurzem, nachdem ihm die puerperale Sonne aufgegangen, wie er sich ausdrückte, in einem offenen Briefe mit eben diesen Strahlen verbrennen wollte, weil ich mich nicht unbedingt seinen Ansich-

ten über das Kindbettfieber und dessen Verhütung zugewendet habe. Täglich wanderte ich in den Vormittagsstunden in das Gebärhaus, und da manchen Tag 20 bis 24 Gebärende in dem Gebärsaale zusammenlagen, so können Sie sich denken, welche Gelegenheit zu Beobachtungen der verschiedensten Art sich darbot. Hier wurde mir klar, dass Boër nothwendiger Weise auf die Gründung einer „natürlichen Geburtshülfe" kommen musste, wie er denn selbst in seinen älteren Jahren dies Verdienst nicht sich, sondern dem grossen Material, das ihm in Wien zu Gebote stand, zugeschrieben. Sehen Sie nach, was ich einst in der Monatsschrift f. Geb. 13. Bd. 1859. S. 314 über seine bescheidenen Aeusserungen gegen einen meiner Schüler in dieser Beziehung drucken liess. Dagegen ward mir in diesen grossartigen Räumen auch klar, dass nur Derjenige wahren Nutzen von einer solchen massenhaften Zahl von Geburten haben kann, welcher bereits mit der Geburtshülfe vertraut ist und das Einzelne zu sichten versteht: dem Anfänger wird es schwer, sich gehörig zu orientiren, seine Aufmerksamkeit fliegt von einem Falle zum andern, und da der Lehrer über alle vorliegenden Fälle nicht zu gleicher Zeit sprechen kann, so bleibt dem Zuhörer manches unklar, wozu gerade noch in Wien kommt, dass für Jeden der geburtshülfliche klinische Cursus nur sechs Wochen dauert, dass dieser selbst nie von vorne beginnt, sondern jeder neu Eintretende immer in „medias res" kommt, daher auch von einer solchen systematischen Abhaltung der Klinik, wie ich sie im Anfange dieses Briefes beschrieben, nicht die Rede sein kann. Für den Anfänger sind daher kleine Gebärhäuser, deren Stoff er bewältigen kann, viel erspriesslicher; hat er hier einen tüchtigen Grund gelegt, dann mag er den grösse-

ren Instituten zueilen und hier sich weiter vervollkommnen. Dem könnte in Wien recht leicht abgeholfen werden, wenn neben der grossen Gebärklinik eine eklektische gebildet würde, die nach Art unserer kleinen Anstalten eine geringere Menge von Geburten dem Zuhörer zuführte, wo aber diese um so gründlicher und eingehender vom Lehrer zum Unterricht benutzt werden könnten. Ich habe darüber einst in einem ausführlichen „Elaborat", wie die Wiener sich ausdrücken, meine Ideen dem jetzigen Vorstande der Wiener Gebärklinik, Professor Carl Braun, mitgetheilt, deren Ausführung indessen an manchen sich entgegenstellenden Klippen mag gescheitert sein. — Ausser dieser sogenannten ersten Gebärklinik besitzt das allgemeine Krankenhaus noch eine zweite für Hebammen, zu welcher der Vorstand, Professor Bartsch, mir ebenfalls gerne den Zutritt gestattete. Noch eine Gebäranstalt fand ich im Josephinum, und mit Ehrfurcht betrat ich diese schönen Räume, in welchen der treffliche W. J. Schmitt (gest. 1827) seinen Wirkungskreis hatte. Sie ist für die Militärärzte bestimmt, und Director war damals Professor Frisch. Von den übrigen Abtheilungen des allgemeinen Krankenhauses besuchte ich keine, da ich meine Zeit nur der Gebärklinik widmete; nur das Leichenhaus ward täglich frequentirt, wo der liebenswürdige Rokitansky wirkte, und wo man, wie in einem Salon, sich täglich in der Frühstunde versammelte, theils um interessanten Sectionen beizuwohnen, theils um mit der Morgencigarre im Munde sich in dem das Gebäude umschliessenden Hofe zu ergehen, Bekannte zu sprechen, fremde Aerzte, die täglich hier eintrafen, kennen zu lernen, und von hier aus dann die einzelnen Abtheilungen des Krankenhauses zu besuchen.

Von dem übrigen Leben in Wien schreibe ich Ihnen nichts: diesem waren die Nachmittage und Abende gewidmet, wenn das Gebärhaus nicht auch diese Zeit und zuweilen selbst die Nächte in Anspruch nahm. Ich hatte schon auf dem Donau-Dampfboote einen lieben Reisegefährten und Landsmann, Professor der Rechte Dr. Held aus Würzburg, gefunden: er blieb mir treuer Reisegeselle, bis wir uns in Mailand trennten. Endlich schlug die Trennungsstunde von Wien: ich verliess es nach beinahe dreiwöchentlichem Aufenthalte mit dem festen Vorsatze, recht bald wieder zurückzukehren und dann länger zu bleiben.

Ueber das herrliche Gratz, wo ein Tag verweilt, die Gebäranstalt unter Götz' Leitung besichtigt, vor allen aber der herrliche Schlossberg bestiegen wurde, ging's nach Laibach: in Adelsberg Besuch der berühmten Grotte; dann nach Triest, wo ich zu meiner grossen Freude meinen Bruder fand, der hier mit Untersuchungen der Meerbewohner beschäftigt war. Nach zweitägigem Verweilen in dieser schönen Hafenstadt fuhren wir eines schönen Abends bei prächtigem Mondschein mit einem Dampfschiffe des österreichischen L'loyd nach Venedig und am andern Tage früh 4 Uhr stieg die Lagunenstadt vor uns auf. Ein achttägiger Aufenthalt lehrte mich diese Zauberstadt hinreichend kennen: als hätte mich ein Traum aus 1001 Nacht umfangen, so wandelte und fuhr ich durch das herrliche Venezia, trotz seiner gesunkenen Grösse in nie erlöschender Schönheit prangend. Gerade damals stralte Venedig in seinem schönsten Putze: denn die italienischen Aerzte und Naturforscher hielten in diesem Jahre daselbst ihre gelehrte Zusammenkunft, — es war die letzte! — und Venedig hatte Alles aufgeboten, die Jünger der Wissenschaft würdig zu empfangen. Da

folgte Fest auf Fest: ich sah die weltberühmte Regatta, jeden Abend erglänzte der herrliche Marcusplatz in einem Meere von Gasflammen; die Fenice eröffnete ihre weiten Räume der Congregazione dei dotti; der Präsident Graf (jetzt Fürst) Giovanelli gab in seinem Palazzo einen grandiosen Ball, wo die vornehmen Venetianerinnen sowohl ihre eigene Schönheit als die ihrer Diamanten entfalteten; kurz überall Freude und die höchste Lust: und doch glimmte schon im Verborgenen der Funken, welcher im nächsten Jahre zur verheerenden Flamme empor schlagen sollte. Der Naturforscher Carl Buonaparte, Fürst von Canino, war von Rom herübergekommen, um Freunde für die Umwälzung zu gewinnen; in einem feurigen Vortrage in der zoologischen Section hielt er eine Lobrede auf den liberalen Pabst Pius IX., worauf ihm denn doch von den österreichischen Behörden der wohlmeinende Rath gegeben wurde, Venedig so schleunig als möglich zu verlassen, was er auch mit den Worten that: Tutti gli Italiani sono pazzi, worauf ihm Einer seiner unfreiwilligen Begleiter entgegnete: Non tutti, ma buona parte. Wir Fremden wurden natürlich von allen diesen Umständen nichts gewahr, sondern liessen es uns von den Italienern erzählen; wir schwelgten in der Beschauung der Stadt und kümmerten uns auch im Ganzen wenig um die gelehrten Zusammenkünfte. Von medicinischen Instituten sah ich das Gebärhaus, unter Valtorre's Leitung stehend, der selbst die Güte hatte, mich herumzuführen; es wurden später Ausflüge nach der ehrwürdigen Universitätsstadt Padua gemacht, wo mir Professor Lamprecht seine Gebäranstalt zeigte; ich muss aber aufrichtig gestehen, dass ich jetzt schon die Lust, medicinische Institute, Gebärhäuser u. s. w. zu sehen, gänzlich verloren hatte, und

dass ich nur noch in Mailand den berühmten Lehrer der Geburtshülfe Billi besuchte, der ebenfalls die Güte hatte, mich in seiner ausserordentlich schönen Anstalt herumzuführen, dann aber in keiner italienischen Stadt Geburtshelfer und geburtshülfliche Anstalten, geschweige Aerzte und Hospitäler aufsuchte. Italien bietet andere Genüsse und vor diesen muss alles Andere zurückweichen. Sie erlassen es mir, auf Das, was ich Alles in Italien gesehen, hier näher einzugehen: darüber ist schon so unendlich viel geschrieben worden, dass ich eine gewaltige Eule nach Athen tragen würde, liesse ich mich auf einen italienischen Reisebericht ein. Nur mit wenigen Worten will ich Ihnen den Gang meiner Reise angeben, woraus Sie abnehmen mögen, was ich Alles von Italiens Schönheiten gesehen. Von Venedig ging es über Padua und Vicenza nach Verona und Mailand: versteht sich, überall Aufenthalt, um alle Merkwürdigkeiten an den einzelnen Orten in Augenschein zu nehmen. Von Mailand reiste ich nach Genua, um von da mich per Dampfschiff nach Neapel zu begeben. Unterwegs Pisa, welches auf der Eisenbahn auf einige Stunden von Livorno aus, wo unser Dampfschiff anhielt, besucht werden konnte. Dann über Civita vecchia, an Terracina vorüber, dem Ziele stets näher, sahen wir endlich das Meerungeheuer, die Insel Capri, auftauchen, und in der Ferne den Vesuv seine sich kräuselnden Rauchwolken gegen den Himmel aufwirbeln: wir waren in Neapel! Da meine Zeit kurz gemessen war, fing ich gleich denselben Tag mit einem Lohndiener — Bekannte hatte und fand ich in Neapel gar keine — die Streifereien in Stadt und Umgegend an: Sorrent, die blaue Grotte auf Capri wurden schon am zweiten Tage meiner Ankunft besucht; dann der Gräberstadt Pompeji ein Tag gewidmet: täg-

lich war ich ein paar Stunden bei den Kunstschätzen im Museo borbonico; Puzzuolo mit seinen prachtvollen Tempelruinen, die naheliegende Grotte der Sibylle, eben so Bajae bewundert; in der Stadt alle Sehenswürdigkeiten, die herrlichen Kirchen und Klöster besehen, auch ein Abend im prachtvollen Theater San Carlo zugebracht, so dass ich bei der grossen Rührigkeit, welcher ich mich hingab, in der kurzen Zeit alles Hervorragende des schönen Neapels kennen gelernt. Ich ging nun, mich wieder einschiffend, über Civita vecchia nach Rom, wo ich am 2. October Abends durch die Porta dei cavalleggieri einfuhr. Zu meiner grössten Freude traf ich noch denselben Abend, mit mir denselben Gasthof bewohnend, meinen lieben Freund und Collegen Wöhler, der mir in den ersten Tagen meines Aufenthaltes in Rom ein treuer Begleiter und Rathgeber war. Bald ward auch die Bekanntschaft von Emil Braun, dem berühmten Archäologen, auf dem Capitole gemacht, der mit unendlicher Güte sich meiner annahm und täglich früh im weltbekannten Café greco mir und meinem Freunde, Garten-Director Lenné aus Potsdam, den ich ebenfalls in Rom traf, den Plan für den ganzen Tag machte. Rom war damals in fieberhafter Aufregung: der Pabst hatte liberalere Institutionen gegeben, eine Bürgergarde gestattet, und so war überall Jubel und Ausgelassenheit; fast täglich Aufzüge, Illumination, Ertheilung des päbstlichen Segens; den Fremden gab dies Gelegenheit, die Römer recht nach ihrem eigenthümlichen Charakter, in der lebhaftesten Stimmung kennen zu lernen, die wir besonders in den Osterien, wohin uns unser Freund Emil Braun ein paarmal führte, in recht erhöhtem Maasse antrafen. Ueberall mündlich Viva Pio IX., überall schriftlich an den Mauern dieselben Worte. Ach, wie bald war der

Enthusiasmus verraucht; welche schwere Tage sind über den armen Pabst, sind über die ewige Stadt selbst gekommen, die noch lange nicht zu Ende sind. Doch mich hatte nicht das gegenwärtige Rom hingezogen, ich wollte das vergangene, das alte Rom mit seinen Denkmälern schauen, und so wandelten wir denn täglich, versteht sich im Wagen, über das Capitol hinaus und besahen die sich uns darbietenden Herrlichkeiten. Doch versäumten wir auch nicht die kostbaren Gallerien, so wie die sehenswerthen Paläste und Kirchen in der Stadt zu besuchen, besonders war es ausser dem Capitol mit seiner höchst gewählten Sammlung der Vatican, welcher uns mit seinen reichen Kunstschätzen entzückte, so wie uns die Peterskirche mit ehrfurchtsvollem Erstaunen erfüllte. Die Ateliers berühmter Künstler wurden ebenfalls nicht übergangen, und manches neueste Werk der Sculptur u. s. w. in Augenschein genommen. Immer aber und stets wandte sich das Sehnen der alten Roma wieder zu, und kein Tag verging, der uns nicht wenigstens ein paar Stunden in den altehrwürdigen Ruinen umherwandeln sah. Gegen das Ende meines Aufenthaltes in Rom hatte ich noch die Freude, mit Welcker aus Bonn zusammen zu sein: der vergnügte Tag, den ich mit ihm und Emil Braun in der Villa Albani zubrachte, wird mir unvergesslich sein. Genug von dieser schönen glücklichen Zeit: es musste geschieden sein; über Florenz, wo ich ein paar Tage weilte, über Bologna, Padua, Trient, Botzen, Insbruck und München ging es der Heimath zu, wo ich wohlbehalten den 25. October eintraf, aber sehr lange brauchte, bis ein wahrhaft italienisches Heimweh mich gänzlich verliess.

Im Jahre 1848 im September besuchte ich, nachdem ich in Frankfurt a. M. den damaligen Parlaments-Wirr-

warr durch eigene Anschauung kennen gelernt hatte, meinen lieben alten Freund Naegelé: ich fand ihn zwar gealtert, doch noch eben so liebenswürdig und aufgeweckten Geistes, wie im Jahre 1830. Dann brachte ich einige Zeit bei meinem Bruder in Freiburg zu, wo ich aber leider! in die Struve'schen September-Aufstände gerieth, die indessen damals noch glücklich niedergehalten wurden. In Frankfurt hatte ich das Wort gehört, in Freiburg sollte ich die That schauen. Ein Ausflug nach Basel und Strassburg bot mir für die überstandenen Unruhen in Freiburg Entschädigung dar. Ueber Heidelberg, Würzburg, Nürnberg kehrte ich nach Hause zurück.

Im Herbste 1850 entschloss ich mich, mit meiner Familie eine grössere Reise anzutreten, zumal meine indessen herangewachsenen Töchter doch auch ein Stückchen Welt sehen sollten. Ich wählte dazu Wien und Venedig, da ich beide Städte bereits kannte und jenen daher um so nützlicher sein konnte. Wir machten die Donaureise von Regensburg aus, weilten 14 Tage in Wien, wo freilich diesmal keine medicinischen Zwecke verfolgt werden konnten, die auf die folgenden Jahre aufgespart wurden; dann fuhren wir durch Steiermark nach Triest und von da nach Venedig, wo wir in achttägigem Aufenthalte die schöne Dogenstadt recht ordentlich genossen. Dann ward noch Verona besucht, und über den Gardasee durch Trient, Botzen, Insbruck nach München gereist, wo wir der Enthüllung der Bavaria beiwohnten: über Nürnberg ging's dann nach Hause.

Die grossen Ferien der folgenden beiden Jahre 1851 und 1852 sahen mich dagegen wieder in voller geburtshülflicher Beschäftigung in Wien. Vor meinem Eintreffen in Wien hatte ich im Jahre 1851 Prag besucht und

die dortige Gebäranstalt nebst gynäkologischer Klinik unter Lange und Seiffert kennen gelernt. Kiwisch war abwesend. Ich rathe Jedem, den Geburtshülfe interessirt, wenn er nach seinen vollendeten akademischen Studien Wien nicht besuchen will, doch wenigstens nach Prag zu gehen. Er wird hier genug sehen und lernen können, ich habe fast täglich vier bis fünf Geburten gezählt, die im Gebärhause vorkamen: ausserdem sind auch die übrigen Hospitäler in vortrefflichem Zustande. In Wien fand ich Semmelweis abgegangen; statt seiner fungirte Carl Braun, der jetzige Director, dem ich für die grosse Güte, die er mir während der beiden Jahre, wo ich die Wiener Anstalt besuchte, erwies, höchst dankbar bin. Ich habe in den zwei genannten Jahren fast nur dem Gebärhause gelebt, und da ich in der Nähe wohnte, so verfügte ich mich manchmal noch, wenn ich aus dem Theater nach Hause kehrte, vorher in den Gebärsaal, um zu sehen, ob sich nichts Neues zugetragen. Ich blieb auch wohl die Nacht im Gebärsaale, legte mich auf ein leeres Gebärbett, bis mich am Ende die Hebamme auch aus dem letzten (24sten) mit den Worten trieb: „Herr Professor, jetzt müssens auch hier 'naus“ und mich nöthigte, einen Stuhl zu suchen. Leider ward ich 1851 ein gezwungener Bewohner des allgemeinen Krankenhauses: ein Gichtanfall nöthigte mich, auf der sogenannten Zahlabtheilung Zuflucht zu suchen, und ich muss gestehen, ich bin noch nirgends besser verpflegt worden, als eben da. Das Andenken meines Arztes und nachherigen Freundes, des Primarius Bittner, er hat vor einigen Jahren das Zeitliche gesegnet, wird bei mir nie erlöschen. Dass mein Wiener Aufenthalt diese beiden letzten Male für mich noch viel lehrreicher ward, da er weit länger dauerte, brauche ich Sie nicht zu ver-

sichern: hinzufügen will ich nur noch, dass ich das letzte Mal 1852 einen kleinen Abstecher nach Pesth und Ofen unternahm und dort Freund Semmelweis besuchte.

Dies, mein Verehrtester, die Geschichten meiner grösseren Reisen, über die ich wohl mit Goethe sagen kann: „Was ich nicht gelernt, das hab' ich erwandert."

In den letzten drei Sommer-Semestern machte ich mir das Vergnügen, die medicinische Klinik meines hochverehrten und lieben Freundes Hasse zu besuchen. Ich fühlte das Bedürfniss in mir, Kranke zu sehen und zu beobachten, zugleich mich aber auch von den Fortschritten der Medicin in der neuesten Zeit durch eigene Anschauung zu überzeugen. Dabei konnte ich den Besuch der Klinik auch für meine Wissenschaft in sofern verwerthen, als gemeinschaftlich mit Hasse, welcher ganz ausgezeichnet explorirt, manche interessante gynäkopathologische Fälle untersucht wurden. Ich habe recht viel in dieser Zeit sowohl am Krankenbette so wie am Leichentische bei den ausgezeichneten Sectionen, die Hasse gewöhnlich selbst machte, gelernt. Gott erhalte meinen lieben Hasse noch recht lange unserer Hochschule!

Dass ich mich in Göttingen in den letzten Jahren recht ernsthaft in meinen Nebenstunden den philologischen Wissenschaften zugewendet, mögen Ihnen folgende Angaben beweisen: Im Sommer-Semester 1854 hörte ich bei meinem alten Freunde K. Fr. Hermann, seit Winter 1842 der Unsrige, den Juvenal, im Sommer 1855 den Persius interpretiren. Schon längst hatte ich mich mit vollster Lust und Liebe mit dem Juvenal beschäftigt: ich bearbeitete im Sommer 1854 die sechste Satire, übersetzte sie metrisch und liess sie im genannten Jahre gedruckt erscheinen. Zugleich kündigte ich für das Wintersemester 1854 bis 1855 folgende Vorlesung an.

da ich mich einmal in einem philologischen Collegium versuchen wollte: „Ueber vergleichende Psychologie des weiblichen Geschlechts der älteren und neueren Zeit, wobei die Erklärung der sechsten Satire des Juvenals zu Grunde gelegt wird.“ Diese Vorlesung, ein Publicum, war so besucht, dass der grösste Hörsaal nicht hinreichte, sämmtliche Zuhörer zu fassen, was ich freilich nicht meinem Verdienste, sondern einzig und allein dem pikanten Stoffe zuschreiben muss. In den folgenden Jahren verwendete ich meine Erholungsstunden dazu, eine Gesammtausgabe meines Lieblingsdichters in metrischer Uebersetzung und mit Anmerkungen vorzubereiten, welche 1858 in Druck erschien. In einem philologischen Kränzchen, welches ich mit meinem Freunde Pernice 1857 gründete, zu dem wir den damals hier weilenden Studiosus jur. Senfft von Pilsach zugezogen hatten, und welchem später unser Freund und College Dr. Tittmann beitrat, lasen wir in regelmässigen Zusammenkünften Martial, die Bacchides des Plautus, die Troades des Seneca, die Ranae des Aristophanes und den Petronius. Endlich habe ich noch im vergangenen Sommer-Semester 1861 die geistreichen Vorlesungen meines verehrten Collegen Curtius über ausgewählte Satiren des Juvenal und Persius gehört.

Doch nun genug. Ich beende mit diesem Briefe meine biographischen Notizen, die ich Ihnen mit aller Treue und Wahrheit erzählt habe. Manche mir anklebende Eigenthümlichkeit werden Sie sich vielleicht aus dem Gange meines Lebens erklären können: mir aber hat es grosses Vergnügen gemacht, längst dahin Geschwundenes noch einmal an meinem Blicke vorüberziehen zu lassen; Neues wird in dem kurzen Reste des Lebens, der mir vielleicht noch vergönnt ist, nicht mehr

hinzukommen, und so muss ich mich schon an Das halten, was ich Schönes und Herrliches erlebt habe. Ihnen aber, verehrter Freund, rufe ich zu:

„Forsan et haec olim meminisse juvabit."

Leben Sie wohl.

ACHTER BRIEF.

Die Geburtshelfer als Lehrer an den Gebärhäusern. — Diese sollen den Hauptzweck der praktischen Lehranstalten, auch tüchtige Praktiker zu bilden, nie aus dem Auge verlieren. — Mittel und Wege dazu.

Göttingen, 20. August 1861.

Sie haben, mein verehrtester Freund, in Ihrem letzten Briefe an mich ein Bedenken geäussert, und wünschen dieses um so mehr von mir gelöst, als Ihnen eine Stelle in meinen biographischen Notizen dazu Veranlassung gegeben. In meinem fünften Briefe schilderte ich Ihnen das Verhältniss der beiden Schulen, der activen Osiander'schen und der passiven Boër'schen; ich erzählte Ihnen, dass mein Vater die Mittelstrasse gewählt, dass ich ihm anfangs auf dieser gefolgt, später aber mich ebenfalls mehr den Boër'schen Grundsätzen zugewendet habe. Sie erkennen die Nachtheile einer operationssüchtigen Geburtshülfe vollkommen an, und ich kann Ihren Gründen die eigene Erfahrung hinzufügen, dass ich in der Behandlung so mancher Geburten in meiner späteren Zeit, nachdem ich mich von früher erfassten Irrlehren losgemacht, viel glücklicher gewesen bin: ich nenne nur die Gesichtslagen, die mir immer das schlagendste Beispiel gaben, wie unendlich viel durch opera-

tive Behandlung, wie solche in früherer Zeit Sitte war, geschadet wurde. Stellte man doch jede Gesichtslage ohne Unterschied als solche allein unter die Indicationen, künstlich einzuschreiten, ohne zu berücksichtigen, was schon der alte Paul Portal 1685 in seiner Pratique des Accouchemens p. 26 über dieselben Treffliches gelehrt. und was dann später Boër aus seiner reichhaltigen Erfahrung mitgetheilt hat. Wie hat sich Osiander hier versündigt, der alle Gesichtslagen operativ behandelte, und dabei unter dreizehn Gesichtslagen, die ihm während seiner beinahe 30jährigen Wirksamkeit im Göttinger Gebärhause vorkamen, nur fünf Kinder am Leben erhielt, während später unter Mende's und meinem Directorium fast alle Kinder in Gesichtslagen ohne Operationen lebend zur Welt kamen. Sehen Sie darüber meine Zusammenstellung in der neuen Zeitschr. f. Geburtsk. 26. Bd. S. 321. Wie viel ist durch den Missbrauch der Zange geschadet worden: wie oft die Gesundheit junger blühender Frauen auf Zeitlebens durch das zu frühe oder überhaupt ganz unnöthige Einschreiten mit diesem Instrumente untergraben worden, dem wir doch sein schönstes Beiwort „unschädliche Kopfzange" erhalten sollten. Ich kann mich selbst von dem Vorwurfe, die Zange in früherer Zeit viel zu oft in Anwendung gezogen zu haben, nicht freisprechen, bis mich auch hier Studium und Erfahrung Besseres gelehrt hatten. Und welchen Nachtheil hat das so viele und das zu frühe Operiren der Wissenschaft gebracht? Wie hat man dabei das Studium der bewunderungswürdigen Kräfte der Natur, welche sie nach bestimmten Regeln zur Vollendung des Geburtsactes anwendet, vernachlässigt! Wie spät ist man erst zur Erkenntniss der Dynamik und Mechanik der Geburt gekommen, und gerade von operationslustigen

Geburtshelfern sind diese Lehren nicht ausgegangen. Was lesen Sie in den Osiander'schen Schriften über die so wichtige Lehre des Mechanismus partus? So gut wie gar nichts. Wie spät ist von Geburtshelfern erst die so wichtige Lehre vom Becken und seine Bedeutung für die Geburt näher gewürdigt worden, wie lange hat es gedauert, bis bessere Ansichten über das Verhalten der Gebärmutter bei der Geburt, über die Eröffnung des Muttermundes u. s. w. vorbereitet wurden! Alles erst seit der Zeit, wo man die Natur in ihre vollen Rechte einsetzte, wo man die Geburt als eine physiologische Funktion so gut wie jede andere des menschlichen Körpers, erkannte, wo man den ewig feststehenden Gesetzen derselben nachzuspüren sich veranlasst sah, und so erst die Geburtshülfe zu einer wahren Wissenschaft erhob, die sich nun den anderen praktischen Fächern ebenbürtig zur Seite stellen konnte. Sie hatte das Unwürdige eines blossen Handwerkes abgestreift, während sie früher, wie sich Wigand ausdrückt, keine anderen Indicationen kannte, als augenblicklich, wo ihre Hülfe in Anspruch genommen wurde, mit Zange oder Faust über den unglücklichen Uterus herzufallen, und ihn wie einen Dieb oder Spitzbuben, der das Kind gestohlen hat, zu misshandeln.

Alles das erkennen Sie, mein verehrtester Freund, als vollkommen richtig an. Aber, fragen Sie, und das ist eben Ihr Bedenken, verschwinden mit der angeführten Neugestaltung des Fachs alle Fälle, in denen operativ eingeschritten werden muss? Sind die Querlagen des Kindes oder die engen Becken beseitigt, kann man sich mit Sicherheit darauf verlassen, bei dynamischen Geburtsstörungen keiner operativen Hülfe mehr zu bedürfen, darf man bei heftigen Blutflüssen, bei Eklampsien,

bei Nabelschnurvorfällen, bei sonstig schweren Erkrankungen der Gebärenden die Hände in den Schooss legen und von den Naturbestrebungen Hülfe erwarten? Gewiss nicht: hier sind wir auf unsere bewährten Operationen verwiesen, die einzig und allein Rettung verschaffen können, und wohl dann dem Geburtshelfer, welcher in jenen recht tüchtig eingeübt ist, und die nöthige Praxis in denselben sich schon während seiner Lehrjahre erworben hat. Wenn aber, fragen Sie weiter, die operative Geburtshülfe vermöge der Grundsätze des Lehrers in den Lehranstalten beschränkt wird, wo soll der Schüler dieselbe, die er doch nicht entbehren kann, lernen? Etwas Wahres liegt in Ihrem Bedenken, das muss ich zugeben: ich führe Ihnen einen grossartigen Beleg dazu aus der Geschichte unseres Faches an. Welche Meister waren die älteren Geburtshelfer in der Verrichtung der Wendung vor der Erfindung der Zange; — da sie fast einzig und allein auf jene angewiesen waren, wollten sie nicht perforiren oder zerstückeln. Welche bewunderungswürdige Fälle von doch noch gelungener Wendung bei beträchtlichem Tiefstande des Kopfes, wo wir an die Verrichtung derselben gar nicht mehr denken, lesen wir bei den alten Meistern Mauriceau und De la Motte. Welcher eigenen Handgriffe mochten sie sich bedienen, die wir vielleicht gar nicht mehr kennen, die verloren gegangen sind, seit wir in der Zange unseren Talisman besitzen. Lesen Sie, was gerade über diesen Punkt W. J. Schmitt in seinem trefflichen Aufsatze: „De la Motte, eine historisch-kritische Revision" in El. von Siebold's Journ. I. Bd. S. 1 u. folg. sagt. Die grosse Uebung verschaffte ihm die glänzenden Erfolge, welche sich nach der Erfindung der Zange und dadurch herbeigeführten Beschränkung der Wendung bedeutend verrin-

gerten. Gegen diesen Verfall der Operationen, der sich heutigen Tags besonders bei der Zange zeigen dürfte, glaube ich aber doch, giebt es ein Auskunftsmittel, welches in dem Willen der Lehrer der Geburtshülfe liegt. Einmal muss dieser seine Schüler mit dem grössten Fleisse und der grössten Beharrlichkeit in den Operationen am Phantome üben; er muss sich dabei der besten Hülfsmittel, nämlich der Kinderleichen bedienen, da lederne Puppen in keiner Weise den Anforderungen genügen. Der Lehrer muss ferner im klinischen Unterrichte alle Operationen, die in der Gebäranstalt vorkommen, am Phantome nachmachen und sie von einigen seiner Schüler wiederholen lassen; er muss rücksichtslos auf die Fehler aufmerksam machen, die etwa von dem, der die Operation verrichtet, begangen wurden, und mit der vollsten Offenheit, ist ihm selbst Etwas begegnet, was nicht hätte sein sollen, solches seinen Schülern darlegen. Er muss ferner, wenn es nur irgend der Fall gestattet, und er sich auf die erlangte Geschicklichkeit des Schülers verlassen kann, denselben selbst Hand anlegen lassen; besonders ist das in Bezug auf die Application der Zange wünschenswerth, und hier kann der Lehrer zwischen laxen und strengen Indicationen unterscheiden, wobei seine Grundsätze in keiner Weise leiden werden, sobald er nur den Schülern aufrichtig sagt: der Fall hätte wohl auch ohne Operation zum glücklichen Ende gebracht werden können, aber in Anbetracht des Nutzens, den eben die Operation dem Operirenden selbst brächte, solle zur Zange geschritten werden, die unter anderen Verhältnissen hätte umgangen werden können. Die Schüler werden ihm ein solches Verfahren danken und die von ihm gelehrten Grundsätze bleiben unangefochten stehen. Nur müssen die Indicationen nicht

leichtsinnig und ohne allen zu vertheidigenden Grund gestellt sein, wie ich einst — Gott verzeih' mir die Sünde — eines Blasensteins wegen operirt habe, den — ein Mann bei sich trug, welcher um 9 früh von Langenbeck operirt werden sollte. Die bei mir versammelten Praktikanten wollten gerne die Operation sehen, und so geschah das Erzählte. Langer Stand des Kopfes im Beckenausgange trotz kräftiger Wehen, Mangel dieser letzteren bei völlig geöffnetem Muttermunde und tief herabgetretenem Kopfe, besonders schmerzhafte Wehen unter gleichen Verhältnissen, dazu wohl auch sehr früher Abgang des Fruchtwassers kommen so häufig vor, dass sie leicht als Indicationen zur Zange benutzt werden können. Sobald der Lehrer einsieht, dass die Application der Zange weder dem Kinde noch der Mutter Schaden bringen könne, so gestatte er in den genannten Fällen zum Nutzen seiner Schüler die Operation. Zum lebenden Phantome würdige ich dadurch meine Pflegbefohlenen sicher nicht herab, und lasse daher Osiander's Worte nicht auf mich anwenden: „Die ins Haus aufgenommenen Schwangeren und Gebärenden werden gleichsam als lebendige Phantome angesehen, bei denen alles das, versteht sich mit der grössten Schonung, vorgenommen wird, was zum Nutzen der Studirenden und Hebammen und zur Erleichterung der Geburtsarbeit vorgenommen werden kann.“ Osiander's Denkwürdigkeiten. I. Bd., S. CX.

Dagegen bin ich strenger bei den Steiss- und Fusslagen, wo ich solche laxe Indicationen zum Operiren, wie bei den Scheitelbeinslagen, nicht gelten lasse, indem bei der Seltenheit jener Lagen eine genaue Beobachtung des Mechanismus der Geburt, so lehrreich für die operative Geburtshülfe, mir viel höher steht, als die Ver-

richtung von Operationen, wenn diese bei den genannten Lagen nicht strenge geboten sind. Auch rächt sich ein übereiltes Verfahren, wie Sie wissen, bei solchen Unterstammslagen viel häufiger, als das bei Kopflagen der Fall ist.

Hoffentlich verscheucht Vorstehendes Ihre Befürchtungen und Ihre Bedenken in Bezug auf die Grundsätze derjenigen Schule, welcher heutigen Tags doch fast von allen Geburtshelfern gehuldigt wird. Wollen wir aber gegen jene operative Schule, wie sie sich unter Osiander gebildet hat, einen Stein aufheben? Wollen wir sie verdammen und wünschen, dass sie nie dagewesen wäre? Sie hat auch ihren grossen Nutzen gestiftet, sie hat die Kunst im höchsten Grade vervollkommnet, und wer wollte diese je ganz entbehren? sie hat die Methoden der Kunst verbessert, ja unter Osiander's ärgsten Gegnern mussten es diejenigen, welche früher seine Schüler waren, eingestehen, dass sie die Kunstfertigkeit im Operiren ihrem alten Meister zu verdanken hatten. Es hat allerdings nach und nach die Wiener Schule über die Osiander'sche den Sieg davon getragen; aber Osiander's Wirken muss in seiner Art dennoch als ein höchst verdienstliches angesehen werden: der Ruhm der Verbesserung der geburtshülflichen Operationen bleibt ihm ungeschmälert und verschafft ihm ein bleibendes Andenken in den Annalen der Wissenschaft. Ich habe beiden Männern, Boër und Osiander, in meiner Geschichte der Geburtshülfe, II. Bd., eine recht ausführliche Beurtheilung und Kritik gewidmet, auf welche ich Sie hiermit verweise. — Leben Sie wohl.

NEUNTER BRIEF.

Die Hebammen. — Die Hebammen des Alterthums. Hebammen-Lehrbuch von Moschion aus dem 2. Jahrhundert n. Chr. — Die Hebammen im Mittelalter. — Erstes Hebammenbuch in Teutschland von Eucharius Roesslin, 1513. — Justine Siegemundin, churbrandenburgische Hofwehemutter, 1690. — Ihre Verdienste als Schriftstellerin. — Besserer Unterricht der Hebammen im 18. Jahrhundert. — Extreme in unserer Zeit: gänzliche Abschaffung der Hebammen durch Weidmann vorgeschlagen; gänzliche Verbannung der männlichen Geburtshülfe von England aus (1861) empfohlen! — Wünschenswerthe bessere Stellung der Hebammen in unserem Vaterlande. — Badische Hebammen; treffliche Einrichtung der jährlichen Rundreisen der Hebammenlehrer. — Russische Hebammen. — Prüfung einer solchen in Göttingen. — Berliner Hebammengeschichten.

Göttingen, 23. August 1861.

Wenn ich, verehrtester Freund, in meinem letzten Briefe die Geburtshülfe in ihrer wissenschaftlichen, den anderen praktischen Zweigen der Medicin ebenbürtig gewordenen Form als ein jüngeres Fach bezeichnete, so ist sie in ihrer eigentlichen Anwendung dagegen so alt, wie das Menschengeschlecht selbst. Denn geboren wurde, seit Menschen die Erde bewohnen, und Hülfe, sei sie auch noch so gering, erforderte jede Geburt. Wer aber leistete diese Hülfe? Nur Weiber, da es das Natürlichste ist, dass das hülfsbedürftige Weib von der Mitschwester, die sich früher in ähnlichem Zustande befand,

Unterstützung verlangte und erhielt, wobei freilich immer Zach. Platner in seinem Programm „de arte obstetrit. veterum“, 1735, Adam den ersten „τῶν μαιευόντων καὶ τῶν ὀμφαλοτόμων“ nennen konnte. So bildete sich der Stamm der Hebammen heraus, welche wir im alten Testamente überall genannt finden, die bei den alten Griechen, bei den alten Römern die Praxis in Händen hatten. War doch des Sokrates Mutter Phaenarete eine angesehene Hebamme, deren Kunst der Sohn bei seinen philosophischen Vorträgen, wie wir bei Plato lesen, in sofern nachahmte, als er aus seinen Schülern eben so die philosophischen Gedanken und Begriffe im traulichen Gespräche herauszog, wie seine Mutter die Kinder aus dem Mutterleibe: er nannte sich daher selbst einen geistigen Geburtshelfer und seine Kunst zu philosophiren ward die Ars obstetricia Socratis genannt. Und ein Werk von Lossius, welches unter dem Titel „de arte obstetricia Socratis“ diese Kunst näher beleuchtete, citirte ein namhafter Lehrer in seinem Lehrbuche unter den Werken, aus welchen man den Zustand der Geburtshülfe bei den Griechen näher einsehen könne! „Difficile est satiram non scribere.“

Dass aber die Hebammen jeglichen Zeitalters dieselben waren, geht aus einer Stelle des Terentius Andr. I. 4. hervor, welche ich Ihnen, falls Sie Ihren Terenz nicht gleich bei der Hand haben, hier niederschreibe:

„Audio, Archylis, jamdudum: Lesbiam adduci iubes,
Sane pol illa temulentast mulier et temeraria,
Nec satis digna, cui committas primo partu mulierem:
Tamen eam adduci? importunitatem spectate aniculae:
Quia compotrix eius est. Di, date facultatem obsecro
Huic pariundi, atque illi in aliis potius peccandi locum.“

Wir würden unter unseren Hebammen nach ähn-

lichen Lesbien nicht weit zu suchen haben. Wie hoch geehrt der Stand der Hebammen im Alterthum war, können Sie aus Plinius hist. nat. 28. 18 ersehen, der da von einer „Nobilitas obstetricum“ spricht und uns die Namen berühmter Hebammen überliefert hat. Heutigen Tags ist freilich der Adel „über die Geburtshelfer“ gekommen, und ich kann nicht umhin, Ihnen wieder ein Geschichtchen von unserem Naegelé zu erzählen. Als die Kunde von der jüngsten Adelserhebung eines teutschen Geburtshelfers nach Heidelberg gedrungen, fing er am anderen Tage seine Vorlesungsstunde mit den Worten an: „Kein medicinischer Stand bringt heutigen Tags grössere Ehren und Würden, als der geburtshülfliche: es ist schon wieder Einer von uns geadelt worden!“ In den römischen Gesetzbüchern, die auf uns gekommen, finden wir die „Obstetrices“ als Auctoritäten für streitige Fälle angeführt, der Name Geburtshelfer kommt im Alterthum nicht vor. Wollen Sie sich einen Begriff von dem Hebammenwesen der damaligen Zeit verschaffen, so nehmen Sie das älteste Lehrbuch für Hebammen, was auf unsere Zeit gekommen ist, zur Hand, nämlich Moschion de mulierum passionibus; der Verfasser mag wohl um die Zeit Hadrian's (reg. 117 bis 138) gelebt haben. Aus der Definition einer Hebamme bei Moschion ersehen wir, dass den Hebammen der alten Zeit ein grösserer Spielraum als den heutigen eingeräumt war; denn Moschion antwortet auf die Frage: „Quid est obstetrix?“ „Mulier omnia, quae ad feminas spectant edocta, immo et artis ipsius medendi perita; ita ut illarum omnium morbos commode curare valeat“ und so finden wir auch bei Martial XI. 71, dass Medici und Medicae collegialisch zusammen treten. Haben wir doch auch bei Aëtius Bruchstücke einer gewissen Aspasia

aufbewahrt, aus welchen wir sehen, dass die alten Hebammen weit den Wirkungskreis überschritten, welcher heutigen Tags denselben angewiesen ist. Wo sie nicht weiter konnten, da trat freilich männliche Hülfe ein, wie wir solches aus den Hippokratischen Schriften, aus dem 29. Cap. des 7. Buches bei Celsus, bei Aëtius und Paul von Aegina ersehen. Hat doch Celsus bereits die Wendung auf die Füsse, freilich nur bei todten Kindern, gelehrt, eine Entbindungsmethode, die leider wieder verloren ging, ehe sie sich weiter entfalten konnte, was erst im 16. Jahrhundert unter Ambr. Paraeus geschah.

Sie sehen, wie sich der Stand der Hebammen schon früh ausgebildet hatte, ehe noch an eigentliche Geburtshelfer gedacht wurde: denn die von den Hebammen im Nothfalle requirirten Männer waren Chirurgen, deren ganze Kunst in der Anwendung roher mechanischer Hülfen, besonders Zerstückelungen bestand, wobei sie jedes erleuchtenden Strahls von Kenntniss des Geburtshergangs überhaupt, der Beschaffenheit der Genitalien u. s. w. entbehrten. Auf die höchste Spitze wurden diese das Kind dahin opfernden Operationen von den arabischen Aerzten getrieben; nach der arabischen Zeit machte sich der äusserste Aberglaube und die Empfehlung der widersinnigsten Mittel von Seiten der Hebammen, ja selbst einzelner Aerzte, in der sogenannten Geburtshülfe geltend, bis erst, wenigstens für die operative Seite des Fachs, durch das Emporblühen der französischen Chirurgie eine bessere Zeit, zuerst freilich in Frankreich selbst, hereinbrach. In Teutschland blieb es aber noch lange beim Alten, die Geburtshülfe in den Händen von unwissenden, tolldreisten Hebammen, deren Unterricht gewiss sehr mangelhaft war, — „den ihr wohl die ältere

Hebamme ertheilte — a bove majore discit arare minor", — bis dann vom 16. Jahrhundert an allmälig die Staaten für Besseres sorgten, Hebammen-Unterricht von Aerzten ertheilen liessen, welche nun auch anfingen, Lehrbücher zu schreiben. Die Unvollkommenheiten dieser letzteren ersehen Sie aus dem ältesten teutschen Lehrbuche von Eucharius Roesslin 1513: betrachten Sie nur die beigegebenen Abbildungen der Kindeslagen: von Naturtreue ist nirgend etwas zu entdecken, ja es sind die wunderbarsten Lagen abgebildet: Zwillinge sieht man in der geräumigen Gebärmutter Arm in Arm dahin schwebend dargestellt, ein anderer Zwilling hält seinen Bruder mit kräftigem Arme am Fuss empor, mehrere Kinder scheinen sich in der Gebärmutter im Laufen, Springen und anderen equilibristischen Künsten zu üben, während ein anderes Kind auf seine Kniee gefallen ist und sein weiteres Schicksal in aller Demuth zu erwarten scheint. Man ersieht aus dem ganzen Buche, dass Roesslin keine eigene Erfahrung in Dem, was er lehrte, besass: indessen war durch sein Werk die Bahn zu gedruckten Anleitungen und zu immer mehr geregeltem Unterrichte für Hebammen gebrochen: ihm folgten allmälig brauchbarere Werke nach, und so war doch ein Schritt zur besseren Gestaltung eines Faches geschehen, welches bis dahin so sehr im Argen lag. Der wahren Vervollkommnung stand aber immer noch der Umstand im Wege, dass Männer von der Beobachtung und Behandlung des Geburtsgeschäftes ferne gehalten wurden, so lange dieses innerhalb der Grenzen der Normalität blieb; es kann daher nicht lobend genug hervorgehoben werden, dass eine verständige Hebamme, Justine Siegemundin, in Berlin ihre reichhaltige Erfahrung für ihre Mitschwestern in der Art verwerthete.

dass sie 1690 ein Werk über Geburtshülfe herausgab: „Die Chur-Brandenburgische Hoff-Wehe-Mutter u. s. w.", welches, zum besten Beweise, wie noth ein solches Werk that, viele Ausgaben erlitt und selbst in einer holländischen Uebersetzung erschien. Ich mache Sie bei dieser Gelegenheit auf eine Breslauer Dissertation „de J. Sigmundin meritis in art. obstetric. 1849." aufmerksam, welche fleissige Schrift Sie mit Nutzen lesen werden. Die Verfasserin hat ihr Buch selbst in Gesprächen zwischen zwei (Fried-liebenden) Wehemüttern abgefasst, einer jüngern und einer ältern (Justine), welche letztere jene unterrichtet. Der Stil ist freilich sehr schlicht und mit vielen geschwätzigen Floskeln nach Weiberart untermengt: die Darstellungen entbehren jeder systematischen Ordnung, indessen ist doch vieles Gute und Wahre in dem Buche, und es stiftete sicher in der damaligen Zeit recht grossen Nutzen, was um so mehr der Fall sein musste, da die Verfasserin in ihren Beschreibungen nur ihre Erfahrungen zu Rathe zog und die Natur sich zur Lehrmeisterin genommen hatte. Der Wendung auf die Füsse, durch Ambr. Paré wieder in ihre Rechte eingesetzt, war die Siegemundin sehr ergeben, und wie De la Motte bekannte auch die Siegemundin, dass sie viel lieber da zu Hülfe eilte, wo die Kinder unrecht zur Geburt ständen, als bei vorliegendem, aber feststehendem Kopfe, indem in diesem letzteren Falle nur Hülfe vom Haken zu erwarten sei. So überflügelte dieses Werk einer schlichten Frau alle anderen Werke in unserem Vaterlande, weil sie überall aus eigener Erfahrung sprach. Vergebens sieht man sich in Teutschland nach Werken um, welche den Wundärzten jener Zeit zur Ausübung der Geburtshülfe Anleitung geben konnten: in verzweifelten Fällen verstanden diese daher

nichts, als zu perforiren oder zu zerstückeln, wie ihnen solches in den älteren chirurgischen Schriften gelehrt wurde. Leider blieb dieser Zustand noch eine geraume Zeit bei uns: die Geburtshülfe wurde in den schmachvollen Fesseln der Chirurgie nur stiefmütterlich behandelt, während das Fach in Frankreich von trefflichen Männern, die sich ausschliesslich der Geburtshülfe widmeten, zu einem selbständigen Zweig des ärztlichen Wissens emporgehoben wurde. Was hatten wir bei uns, während in Paris Mauriceau und De la Motte glänzten? Erst spät, in der Mitte des 18. Jahrhunderts, änderte sich dies: Teutsche hatten in Paris und Strassburg Geburtshülfe studirt und pflanzten dieselbe in ihr Vaterland über. Die Universitäten erhielten Entbindungsanstalten, nach dem Muster der in Strassburg längst bestehenden; eigene Lehrer der Geburtshülfe wurden überall angestellt, welche für einen zweckmässigen Unterricht sorgten und so ward endlich doch nachgeholt, was so lange Zeit war versäumt worden. Es konnten in den Anstalten nun die natürlichen Geburten genau und sorgfältig beobachtet und an ihnen der nöthige Unterricht für Aerzte ertheilt werden, die bisher denselben nur sehr mangelhaft oder gar nicht geniessen konnten. So ward endlich das Hemmniss, welches die Zunft der Hebammen, die „Ignobilitas obstetricum" bei uns, der freieren Entwickelung der Geburtshülfe Jahrhunderte lang entgegensetzte, überwunden, und die Hebammen selbst hatten den grössten Nutzen davon, da sich auch ihr Unterricht verbesserte, die Staaten bessere Einrichtungen trafen, die Hebammen unter verständige Controle stellten, sie auf die Fälle, denen sie nicht gewachsen waren, im Unterrichte recht aufmerksam gemacht wurden, um bei Zeiten Geburtshelfer zu

Hülfe zu rufen, die dann auch solchen Anforderungen durch bessere Methoden, als sie früher angewendet wurden, entsprechen konnten. Zwar blieb noch Manches zu wünschen übrig, aber die Bahn war doch einmal zum Bessern gebrochen, und dieses liess nun auch nicht lange auf sich warten. Dabei fehlte es nun freilich auch nicht an sonderbaren Vorschlägen: Weidmann in Mainz stellte in zwei Schriften 1804 und 1807 den Satz auf, die Hebammen sollten gänzlich abgeschafft und die Ausübung der Geburtshülfe allein männlichen Händen anvertraut werden, über welchen Vorschlag ich Ihnen gewiss nichts weiter zu schreiben brauche: das aber muss ich hier anknüpfen, dass vor ganz kurzem (1860) in England von John Stevens erschien: „Die Gefahr und Unsittlichkeit der männlichen Geburtshülfe und das Mittel dagegen. Uebersetzt in Leipzig" eine Schrift, die wieder ganz das Gegentheil von Weidmann's Vorschlag aufstellte, jede männliche Hülfe bei Geburten verdrängt und von Weibern ausgeübt wissen wollte. Der eine Vorschlag ist so wenig ausführbar wie der andere, und so wird es wohl stets beim Alten bleiben.

Nur Eins ist im Interesse der Sache wünschenswerth, eine bessere Stellung der Hebammen, als dieselben an so vielen Orten, besonders auf dem Lande haben, herbeizuführen. Wir Hebammenlehrer wissen am besten, was für Subjecte wir darum zum Unterricht bekommen, weil sich so oft Weiber der niedrigsten Classen, denen die allergewöhnlichste Bildung fehlt, ja die oft nur nothdürftig lesen können, bei vacanten Stellen melden: der Lohn ist zu gering, als dass das Amt bessere Subjecte locken könnte. Und was kann man nun mit solchen Frauen anfangen? Es ist leicht gesagt, man soll sie nicht zu Schülerinnen annehmen; die Gemeinden haben sie ein-

mal gewählt, die Frau Pastorin interessirt sich für dieselbe, der Herr Physicus hat ihr ein gutes Zeugniss gegeben, eine Andere findet sich nicht, da muss der Lehrer schon sehen, was er aus einem solchen „Truncus“ machen kann. Darum — aber wie oft ist das gesagt worden! — müsste der Staat hier zu Hülfe kommen, die Lage der Hebammen verbessern, Gehalte für sie aussetzen, mit Gratificationen nicht kargen, dann würden sich bessere Subjecte finden und die Hebammenkunst würde da, wo sie ihn noch nicht erlangt hat, bald einen freudigeren Aufschwung nehmen. Hat doch die Hebamme so oft die Hauptentscheidung zu geben, ob ein Geburtshelfer gerufen werden solle, und ist dann für die Folgen, wenn sie es versäumt oder zu spät gethan hat, allein verantwortlich. Ein teutsches Land, das Grossherzogthum Baden, macht in Bezug auf das Hebammenwesen eine rühmliche Ausnahme. Der Staat hat hier längst vortreffliche Einrichtungen angeordnet, welche dem Hebammenwesen einen bedeutenden Aufschwung gegeben. Unter anderen sind hier jährliche Hebammenprüfungen, wie überall bei den Apotheken jährliche Visitationen bestehen, durch die Kreisoberhebärzte, welche ihre Rundreisen zu machen haben, angeordnet: dabei müssen die Hebammen ihre geführten Tagebücher vorlegen, sie werden von neuem geprüft, ob sie nicht in ihrem Fache zurückgeblieben sind, erhalten Belehrungen über die vorgekommenen Fälle u. s. w. Welch ein Vortheil aus solcher Einrichtung auch der Wissenschaft selbst zufliesst, wie leicht dadurch die so nützliche geburtshülfliche Statistik gefördert wird, liegt auf der Hand und ist auch durch herausgegebene Schriften badischer Kreisoberhebärzte, z. B. Schwörer's in Freiburg, welcher auf jene Tagebücher der Hebammen fusste, hinlänglich be-

wiesen worden. Wie oft sagte mir Naegelé, bei solcher Einrichtung sehe er seinen ganzen Kreis, den er zu überwachen hätte, als ein grosses Gebärhaus an, welches ihm die interessantesten Erfahrungen darbiete.

Ausserhalb Teutschland stehen die Hebammen in Russland auf einer hohen Stufe von Ausbildung. Dazu trägt schon die allgemein geltende Sitte viel bei, nur junge Schülerinnen von 18 bis 30 Jahren zur Erlernung der Hebammenkunst anzunehmen, bei welchen eine rege Fassungskraft und die Aussicht auf eine längere und daher mit den Jahren stets gereiftere Erfahrung stattfindet. Dabei bleiben sie eine ungewöhnlich lange Zeit, drei Jahre, im Unterrichte, innerhalb welcher Frist wohl eine tüchtige Hebamme gebildet werden kann. Ich habe mich selbst von der Vortrefflichkeit der russischen Hebammen überzeugt, indem mir am 13. Aug. 1844 Gelegenheit ward, eine russische Hebamme hier in Göttingen zu examiniren. Gerade als ich am genannten Tage in meine klinische Stunde gehen wollte, stellte sich mir eine Frau von ungefähr 28 Jahren vor, mit der Bitte, sie doch in der Hebammenkunst zu examiniren und über ihre Kenntnisse ihr ein Zeugniss auszustellen: sie sei aus dem Braunschweig'schen gebürtig, in St. Petersburg seit längerer Zeit verheirathet, und habe daselbst in den letzteren Jahren die Hebammenkunst erlernt, ihr Lehrer J. Th. Busch sei aber im Jahre 1843 gestorben, was richtig, ehe sie ihr Examen gemacht, da sie gerade zum Besuch in ihrer Heimath gewesen. Auf meine Einrede, mein Zeugniss würde ihr in St. Petersburg doch von keinem Nutzen sein, bestand sie dennoch auf ihrem Begehren, und da ich keinen Grund sah, warum ich ihre Bitte nicht erfüllen sollte, ich auch selber neugierig auf die Bildung einer russischen Hebamme war, so nahm ich sie in meine Klinik mit, und

examinirte sie vor allen meinen Zuhörern, wo sie uns Alle über ihre Kenntnisse und über die sinnige Art, sich zu erklären, in Erstaunen setzte. Ich konnte in die schwierigsten Capitel der Geburtshülfe mit ihr eingehen, sie war überall zu Hause und blieb keine Antwort schuldig. Gerade, als wenn es so bestellt wäre, meldete meine Haushebamme um dieselbe Zeit eine Gebärende an: diese wurde der russischen Hebamme sofort übergeben, um dieselbe auch in ihrem Thun und Treiben am Gebärbette beobachten zu können, und auch hier zeigte sie sich im Untersuchen als durchaus geübt, bestimmte alles sehr genau, stellte richtig die Prognose, und besorgte die bald vor sich gehende Person mit einer Umsicht, die nichts zu wünschen übrig liess. Es versteht sich von selbst, dass ich ihrem Wunsche nachkam, und ihr ein ausgezeichnetes Attest über ihr Wissen und Können ausstellte, wovon sie uns öffentlich hier Beweise abgelegt hätte.

Ich habe in meiner Berliner Praxis Fälle genug kennen gelernt, die mir gezeigt haben, wohin schlechte Hebammen führen können; einige davon will ich Ihnen zum Schluss erzählen, zum Beweis, dass dieses Unkraut überall wuchern könne.

Eine Hebamme liess mich eines Vormittags zu einer Gebärenden rufen, mit der sie „nicht fertig werden“ konnte. Bei meiner Ankunft traf ich die Hebamme vor der Gebärenden sitzen, das Kind war mit den Füssen vorne bis zu den Armen entwickelt: wie lange schon? Drei Stunden! Bei einer Schulterlage hatte die Hebamme die Wendung gemacht und konnte nun die Extraction nicht vollenden. Ich entwickelte das Kind, welches natürlich schon längst nicht mehr am Leben war. Sollen überhaupt Hebammen in einer grossen

Stadt, wo an Geburtshelfern kein Mangel, bei Querlagen der Kinder die Wendung machen?

Von derselben Hebamme ein anderes Mal gegen Mitternacht zu einer Gebärenden gerufen, fand ich letztere völlig besinnungslos, röchelnd, mit heissem Kopfe und stark klopfenden Adern, pausenweise an Krämpfen leidend; Muttermund ganz ausgedehnt, Kopf vorliegend; ich entband die Person rasch durch Wendung von einem scheintodten, doch leicht zu belebenden Knaben. Am anderen Tage erfuhr ich erst die Wahrheit. Die Gebärende war total betrunken, da ihr von der Hebamme als wehentreibendes Mittel tüchtig Branntwein dargereicht worden war.

Bei einer sich verzögernden Geburt wollte eine Hebamme die Eihäute, die sich innerhalb der Scheide sehr spannten, sprengen, konnte aber damit nicht fertig werden. Hinzugerufen fand ich das Kind mit dem Steisse vorliegen: die vermeintlichen Eihäute waren das Scrotum gewesen, welches die alberne Person so mit den Nägeln bearbeitet hatte, dass sich Sugillationen und dergleichen darauf befanden: ein Glück, dass sie sich keiner Instrumente bedient hatte.

Besonders zahlreich kamen uns in Berlin Nachgeburtszögerungen vor, Incarcerationen, abgerissene Nabelschnüre, alles Folgen von widersinniger Behandlung Seitens der Hebammen. Eines Falls erinnere ich mich noch ganz genau, wo die Hebamme die Schuld der abgerissenen Nabelschnur auf mich schieben wollte: sie liess mich angeblich wegen verwachsener Placenta rufen — das Gewöhnliche, um ihre Ungeschicklichkeit zu bemänteln — ich fand den Nabelstrang zur Scheide gehörig hervorragen, als ich aber untersuchen wollte, und den Strang dabei etwas anspannte, blieb er in meinen Händen. „Ach, Herr Doctor,“ rief die Hebamme,

„da haben Sie die Nabelschnur abgerissen!“ „Das haben Sie gethan,“ erwiderte ich, „und ihn hernach wieder hineinpracticirt!“ Und so war es auch.

Nun aber noch eine heitere harmlose Geschichte. Sie kennen, theurer Freund, die Unsitte in unserem Fache, den Grad der Eröffnung des Muttermundes während der Geburt nach Geld zu bezeichnen: „der Muttermund ist wie ein Groschen, wie ein Thaler geöffnet,“ ja wenn diese Ausdrücke nur populär gebraucht würden, dass etwa nur Hebammen, die über die bekannten Landesmünzen doch nicht hinausgingen, sie im Munde führten; aber man liest sie selbst in wissenschaftlichen Werken; der Engländer braucht zum Vergleich Crown, Half-Crown, Shilling etc., in unserm Vaterlande geht es nach allen Münzsorten der so und so viel Bundesstaaten, nach Silbersechsern, Silbergroschen oder Neugroschen, Silberkreuzern, Kupferkreuzern, Neukreuzern, Viergroschen-, Achtgroschenstücken, nach Gulden, Vereinsthalern, Doppelthalern u. s. w.; es thäte wirklich Noth, jeder Geburtshelfer schaffte sich eine numismatische Sammlung an, um in diesem Wirrwarr, wenn er Geburtsgeschichten u. s. w. liest, sich durchzufinden. Nun, es ist ja so Manches anders und besser geworden; hoffen wir, dass auch diese Geldvergleiche aus unserer Wissenschaft bald ganz verschwinden. Dies als Einleitung zu Folgendem: Ich kannte in Berlin eine alte Hebamme, welche, in vornehmen und geringen Häusern gern gesehen, sehr viel zu thun hatte. Diese Frau hatte sich's angewöhnt, bei vornehmen Leuten dem etwa herbeigerufenen Geburtshelfer die Eröffnung des Muttermundes nach Goldstücken anzugeben; da hiess es in ihren Berichten: „Der Muttermund war, als ich ankam, wie ein Ducaten geöffnet, jetzt ist er wie ein doppelter Friedrichsd'or;“ während bei ge-

ringeren Leuten nur mit Kupfergeld, mit einem Pfennigstücke, einem Zweipfennigstücke angefangen und dann allenfalls zum Silber übergegangen wurde.

Wie viele solcher Hebammenstreiche könnte ich Ihnen noch erzählen: ich will es aber bei den paar mitgetheilten bewenden lassen und überhaupt meinen etwas lang gewordenen Brief hier beenden. — Leben Sie wohl.

ZEHNTER BRIEF.

Die geburtshülflichen Lehrmethoden und besten Lehrbücher.

Göttingen, 27. August 1861.

Sie legen mir in Ihrem letzten Schreiben die Frage vor, welche Lehrmethode wohl in der Geburtshülfe die beste sei und welche Lehrbücher demjenigen zu empfehlen seien, der ausser seinem Collegienhefte oder Compendium, welches ihm sein Lehrer in die Hand gegeben, in der nächsten Zeit noch Anderes studiren wolle, um sich in dem Fache noch mehr auszubilden, das er vielleicht lieb gewonnen.

Was den Gesammtunterricht der Geburtshülfe betrifft, so habe ich diesen seit jeher unter folgende drei Abtheilungen gebracht: 1. die Vorlesungen über die Theorie der Geburtshülfe; 2. die Uebungen am Phantome; 3. die geburtshülfliche Klinik. Zur rechten Zeit — es geschieht gewöhnlich im vierten Semester — beginnt der angehende Mediciner die Vorlesungen über Geburtshülfe zu besuchen, wo ihm der Lehrer die vollständige geburtshülfliche Wissenschaft in einer wohlgeordneten Reihenfolge vorträgt, dabei aber stets im Auge behalten muss, dass er es mit einem praktischen Fache zu thun hat, dessen Zweck in Hülfeleistung, und zwar,

wie der Name schon sagt, in Hülfeleistung bei der Geburt besteht. Dieser festgehaltene Gesichtspunkt schützt ihn vor Abschweifungen, die durchaus nicht in seinen Vortrag gehören. Wozu in einem neuesten berühmten Lehrbuche, fragen wir, das Capitel von der Begattung, wo sogar eine Definition des Coitus gegeben wird, wo die Samenfäden beschrieben werden u. s. w.? oder wozu, wie in einem andern, die ganze Lehre von der Unfruchtbarkeit? Was hat das unfruchtbare Weib zunächst mit der Geburtshülfe zu thun? Mir sagte einst Naegelé in Bezug auf diese unpassende Ausdehnung in neuesten Lehrbüchern: „Das Fabrikwesen geht den Geburtshelfer gar nichts an, seine Sache ist allein das Speditionsgeschäft!" Auch scheint es in der That ein Testimonium paupertatis, welches ein Lehrer seinem Fache ausstellt, wenn er so viele Dinge, die nicht der Geburtshülfe angehören, mit in dieselbe aufnimmt: wahrlich, die Geburtshülfe ist reich genug an sie allein betreffenden Gegenständen, dass wir uns nach fremdartigen nicht umzusehen brauchen. Nehmen wir ein Beispiel an bewährten älteren Lehrbüchern des Fachs, die strenge nur das vortrugen, was der praktischen Bedeutung ihrer Wissenschaft entsprach. Vergleichen Sie, um nur eins zu nennen, des vortrefflichen Roederer Elementa artis obstetriciae, 1753 erschienen, ein Muster für alle ähnlichen Werke.

Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett bilden die drei Hauptabschnitte der Vorlesungen: die Schwangerschaft leitet die Geburt ein und im Wochenbette endigt diese Function. Daher fällt dieses noch, wenigstens in seinem gesundheitgemässen, physiologischen Verlaufe, der Lehre der Geburtshülfe anheim. Hier muss aber die Grenze sein: das pathologische Wochenbett, die Krankheiten der Wöchnerinnen, müssen von den Vor-

lesungen über Geburtshülfe ausgeschlossen werden. Sie sind ein Theil der Frauenkrankheiten: ihrer Wichtigkeit und Eigenthümlichkeit nach verdienen und erfordern sie ein eigenes Studium; der Lehrer der Geburtshülfe widmet ihnen gerne besondere Vorträge. ist er doch mit ihnen am vertrautesten, aber in die Vorträge über Geburtshülfe gehören sie nicht. Dagegen gehört ein Abschnitt in diese Vorträge, den ich den einleitenden nenne. ich meine die Lehre von den weiblichen Geschlechtstheilen, so vom Becken, wie von den weichen Genitalien, inclusive den Brüsten. Nicht das Anatomische, das Osteologische dieser Theile wird berücksichtigt — das kennt der Zuhörer, welcher sich dem Studium der Geburtshülfe nähert — was in geburtshülflicher Beziehung diese Theile darbieten, worüber der Anatom sich zu verbreiten nicht nöthig hatte, z. B. die Eintheilung des Beckens zu geburtshülflichen Zwecken, die Betrachtung des inneren Baues des Beckens behufs der demnächstigen Erläuterung und des Verständnisses der Geburt. die Eintheilung in fehlerfreie und fehlerhafte Becken, die Diagnose des Beckens u. s. w., das sind Dinge, deren Erörterung dem Geburtshelfer zufällt. Und dasselbe bei den weichen Genitalien, deren gesundheitgemässe und pathologische Beschaffenheit näher kennen zu lernen, für den Geburtshelfer von der grössten Wichtigkeit ist. Somit bilden sich für den Lehrvortrag folgende Abschnitte: Einleitung: Die Lehre von den weiblichen Geschlechtstheilen in geburtshülflicher Beziehung. Erster Abschnitt: Schwangerschaftslehre; zweiter Abschnitt: Geburtslehre; dritter Abschnitt: Wochenbettslehre, von dieser letzteren aber nur das Gesundheitgemässe. Als obersten Grundsatz muss man an die Spitze aller geburtshülflichen Lehren stellen: „Schwangerschaft, Geburt und Wochenbett sind

naturgemässe Zustände, für deren Hergang und Verlauf die Natur auch bestimmte, feststehende Normen vorgeschrieben hat, welche in der Regel beobachtet werden, und dadurch jenen Zuständen einen glücklichen Ausgang sichern. Die Aufgabe der Hülfe besteht darin, den gesunden Zustand zu erhalten, Alles zu entfernen, was diesen stören könnte, und der Gebärenden jegliche Erleichterung und Bequemlichkeit zu verschaffen. Manche Fälle verlassen aber die fesstehende Norm und erfordern dann von Seiten der Kunst thätige Unterstützung, welche entweder die eingetretene, der Mutter und dem Kinde gefahrdrohende Abnormität beseitigt und das Weitere der Natur zur Beendigung überlässt, oder wobei, wenn letzteres nicht zweckdienlich oder möglich ist, die anzuwendende Hülfe gleichsam die Natur vertritt und den Fall künstlich beendigt." Dieser Satz schreibt uns dann ein ferneres Eintheilungsprincip sämmtlicher Lehren der Geburtshülfen vor: wir betrachten zuerst das Gesundheitgemässe, das Physiologische, und lassen immer darauf das Fehlerhafte, das Pathologische folgen. So z. B. sind die einzelnen Capitel der Schwangerschaft: a. Das Gesundheitgemässe. 1. Die Veränderungen, welche dieselbe im weiblichen Körper überhaupt und an den Genitalien insbesondere hervorbringt. 2. Die Zeichenlehre derselben, inclusive der Art und Weise, die Zeichen näher zu erforschen — Untersuchungslehre. 3. Behandlung der gesundheitgemässen Schwangerschaft — Diätetik für Schwangere. b. Die Pathologie der Schwangerschaft. 1. Die den Schwangeren eigenthümlichen Leiden, oder die Krankheiten der Schwangeren. 2. Extra-Uterinschwangerschaft. 3. Molenschwangerschaft. Gehört nun, möchte ich fragen, die Lehre vom menschlichen Ei in die Vorträge der Geburtshülfe? Ich meine: ja; man kann über sie am gehörigen Orte spre-

chen, man kann sie in den Lehrbüchern abhandeln, man kann sie in den Vorlesungen berücksichtigen. Meine Gründe sind folgende: Einmal ist die ganze Eilehre nicht leicht, der Schüler kann sie nicht oft genug vortragen hören: ja, wenn ich an dieses Capitel gekommen, und ein paar Fragen an meine Schüler richtete, so bekam ich selten genügende Antworten. Ferner aber ist der Lehrer der Geburtshülfe in den Stand gesetzt, seinen Schülern durch Demonstrationen, Vorzeigen von Präparaten, in deren Besitz er durch eigene Praxis oder durch seine Verbindung mit Hebammen gekommen, die Eilehre recht klar zu machen; besuchen sie anatomisch-physiologische und geburtshülfliche Sammlungen: wo finden sie die meisten embryologischen Präparate? Endlich muss zum bessern Verständniss mancher geburtshülflichen Lehren auf die Beschaffenheit des Eies Rücksicht genommen werden, was ich Ihnen nicht näher zu erörtern brauche. Denken Sie nur an die Circulationswege der Frucht, an die Unterbrechung des Blutumlaufs, an Blutungen bei Placenta praevia, an Abortus u. s. w., an die Bestimmung des Alters abgegangener oder abgetriebener Eier und Früchte in gerichtlichen Fällen, worüber der Geburtshelfer so oft sein Urtheil abgeben muss. Ueber alles dieses muss genaue Kenntniss des Eies Licht verbreiten. Es muss aber hier der Verfasser geburtshülflicher Lehrbücher, der Lehrer selbst in seinen Vorlesungen Maass halten und Alles ausschliessen, was sich nicht auf die Praxis der Geburtshülfe bezieht: eine Ovologie und Embryologie soll er nicht vortragen, diese bleibe in ihrer Vollständigkeit der Physiologie überlassen. Muss der Geburtshelfer sich doch am Ende an die Physiologie wenden, wenn er sein Werk mit den genannten Lehren ausführlich schmücken will. Sehen Sie unter andern das

„Elaborat“ in dem Braun'schen Lehrbuche der Geburtshülfe über Engel's Theorie der Entwickelung des Thiereies nach, welches doch nur Fragmente aus Engel's Aufsatze enthält.

In gleicher Weise reiht sich der zweite Abschnitt, die Geburtslehre, an den ersten an. Erst das Gesundheitgemässe, das Physiologische der Geburt, dann das Pathologische. Der erste Theil schildert das dynamische und mechanische Verhältniss bei der durch eigene Thätigkeit verlaufenden Geburt: unmittelbar darauf folgt die Behandlung derselben. Bei dem pathologischen Theile nimmt man am besten Rücksicht darauf, worin die Ursachen der Abweichung von der Regel zu suchen: ob in der Mutter, der Frucht oder den Nachgeburtstheilen, und erhält so drei Unterabtheilungen mit einzelnen Capiteln. Da die Behandlung mit dynamisch oder mechanisch wirkenden Mitteln einzuleiten ist, so wird sich im letzten Falle die geburtshülfliche Operationslehre ergeben, welche man ihrer Eigenthümlichkeit wegen und um Wiederholungen zu vermeiden, in einem eigenen Abschnitte zusammenstellt. Dann folgt endlich die Wochenbettlehre in der Art, wie ich bereits angeführt habe, der physiologische Verlauf des Wochenbettes und die Behandlung desselben sowohl in Beziehung auf die Mutter wie auf das Kind.

Hiermit habe ich Ihnen meine Ansicht, wie ich glaube, dass der theoretische Unterricht in der Geburtshülfe gegeben werden solle, mitgetheilt, eine Ansicht, die ich seit einer langen Reihe von Jahren in meinen Vorlesungen befolge, und nach welcher ich auch bereits zwei Auflagen meines Lehrbuchs abgefasst habe. Ob es die beste? will ich nicht behaupten, andere sind auf anderem Wege auch zum Ziele gekommen, aber ein gewisser logischer Zu-

sammenhang, ein bequemes Folgern des Einem aus dem Andern lässt mich mit meiner gewählten Eintheilung zufrieden sein. Und nun die äussere Form der Vorlesungen? Kein Heftschreiben: mein kurz abgefasstes Lehrbuch ersetzt dasselbe; kein Ablesen der Paragraphen, nur Leitfaden soll das Buch sein; aber Alles, was vorkommt, durch Beispiele belegt, meinen reichhaltigen Sammlungen entnommen. Das nützt, fesselt die Zuhörer und lässt sie das Vorgetragene nicht so leicht vergessen. Dazu schon in den Vorlesungen Vorstellen von Schwangeren, um Einzelnes gleich in der Natur zu sehen. Demonstrationen am Gebärbette, im Wochensaale, mikroskopische Betrachtungen u. s. w. Das ergänzt den theoretischen Unterricht und macht ihn grün. Der alte erfahrene Lehrer in Halle hat, wie Sie aus seinem 1855 herausgegebenen Lehrbuch S. 6. ersehen können, die von mir hier empfohlene Lehrweise ebenfalls längst beobachtet, was gewiss mit zu ihrer Empfehlung dient.

Die zweite Abtheilung des Unterrichts hat es mit den Uebungen am Phantome zu thun und diese sind zunächst dazu bestimmt, die Hand zur Verrichtung der geburtshülflichen Operationen auszubilden. Da indessen ausser den eigentlichen Operationen so manche andere Handleistungen von dem Geburtshelfer auszuführen sind, so werden auch diese letzteren am Phantome eingeübt, wohin ich die Untersuchungslehre, zumal des Beckens und der verschiedenen Kindeslagen rechne, eben so die Handgriffe, welche bei der natürlich verlaufenden Geburt erforderlich sind, Unterstützung des Dammes, Empfang des Kindes u. s. w. Für die Untersuchung des Beckens habe ich ein eigenes ausgeschnittenes Tischchen, in welches jedes Becken hineinpasst, machen lassen: ein vor demselben angebrachter Vorhang verdeckt das Becken

dem Auge des Explorators. Zur Einübung der äusseren Beckenuntersuchung verwende ich Schwangere aus meiner Anstalt.

Hat sich der Schüler ein halbes Jahr mit dem operativen Theile der Geburtshülfe bekannt gemacht, so geht er dann zur dritten Abtheilung des Unterrichts über, zum Besuch der geburtshülflichen Klinik als Praktikant. Hier findet er an der Natur den Probirstein für alles Das, was er bisher theoretisch gelernt hat: hier prüfe er, ob Das, was ihn der Lehrer gelehrt, mit Dem, was ihm die Natur bietet, übereinstimmt; des Lehrers Pflicht ist es, den Schüler in der Klinik auf alle Modificationen, auf alles Individuelle aufmerksam zu machen, damit dieser, sieht er Abweichungen von dem Gewöhnlichen, nicht gleich pathologische Fälle u. dgl. annehme. Gerade in der Geburtshülfe kommen so viele Abweichungen von der Regel vor, die oft genug an das Pathologische streifen, und den Ungeübten, den Unerfahrenen verleiten, sie auch als solche zu behandeln, wodurch dann Schaden und Nachtheil gestiftet wird. Ich erinnere nur an die höchst verschiedenen Formen der Wehenthätigkeit, über welche Boër die beherzigenswerthen Worte gesagt hat: „Man muss sich kein Ideal von eingebildeten Wehen aufstellen und nach diesem die wirklichen bei jeder Wehe beachten, sonst wird man bei den meisten Gebärungen etwas zu tadeln und zu pfuschen haben, sondern die Sachen so nehmen, wie sie sind und in jedem Falle sein können. So lange die Wehen durch keine positive Abnormität entartet sich äussern, oder sie endlich keine allgemeine oder topische Schädlichkeit verursachen, wirken sie immer so auf die Durchführung der Geburt, wie es in dem speciellen Falle sein kann und muss. An dieser natürlichen Bemessung lässt sich mit Vortheil für Gegen-

wart und Zukunft weder etwas hinwegnehmen, noch zusetzen, noch abändern; und wie lange übrigens die Function auf diesem natürlichen Wege manchmal dauern mag, so constituirt dies doch nie eine eigentlich schwere, sondern nur eine langwierige Gebärung." Da ich Ihnen schon früher die Art und Weise geschrieben, wie ich mir eine geburtshülfliche Klinik am zweckmässigsten eingerichtet denke, und solche Einrichtungen auch der meinigen gegeben, an denen bisher zu ändern ich nicht Grund hatte, so brauche ich Ihnen über diesen klinischen Unterricht hier weiter nichts zu schreiben. Vergleichen Sie auch meinen bereits 1834 geschriebenen Aufsatz „Ueber praktischen Unterricht in einer Gebäranstalt". In meinem Journale 14. Band, S. 1. Auch in das Französische übersetzt in der Revue médicale. Janvier, 1835.

Wenn ein Schüler die drei genannten Lehrabtheilungen der Geburtshülfe recht fleissig benutzt hat, so wird er für sein künftiges geburtshülfliches Fortkommen einen recht guten Grund gelegt haben. Gedenkt er, der Ausübung des Fachs sich dereinst besonders hinzugeben, dann muss er längere Zeit, als ein halbes Jahr, auf den Besuch der medicinischen Klinik verwenden: er besuche dann grossartige Institute, Wien, Prag, Berlin und wird mit Nutzen hier in der praktischen Geburtshülfe sich ausbilden können, zumal wenn er nun das Studium guter Bücher damit vereinigt.

Und dies bringt mich auf die Beantwortung Ihrer zweiten Frage, welche ich eben im Eingange dieses Briefes aus Ihrem Schreiben wiederholt habe. So lange der Schüler sich in jenen Semestern befindet, in welchen er die eine oder andere Wissenschaft zu erlernen beginnt, halte er sich an den Vortrag seines Lehrers, studire seine Hefte oder das ihm empfohlene Lehrbuch, ohne

sich nach anderen Werken umzusehen. Erst wenn er weiter gekommen, wenn er den Inhalt der Wissenschaft kennen gelernt hat, wenn er bereits in der Klinik die Natur zu studiren angefangen; dann nehme er auch andere Werke zur Hand, suche sich aber die bewährtesten aus, damit er seine Zeit nicht mit solchen vergende, die für ihn von gar keinem oder nur geringem Nutzen sind. Er lese die Lehrbücher von Hohl und Scanzoni: er studire das ausgezeichnete Lehrbuch von Herm. Fr. Naegelé, in vierter Auflage besorgt von W. L. Grenser; er halte sich an die älteren Schriften Naegelé's des Vaters, lese auch einmal das Lehrbuch der Geburtshülfe von Roederer, um sich an der einfachen höchst praktischen Darstellungsweise der Alten zu erlaben. Er mache sich mit den Schriften von Fr. B. Osiander bekannt und lese eben so seinen Gegner Boër. Hat er erst nur einmal mit ein paar Werken begonnen, so helfen ihm diese schon weiter, eins verweist ihn auf das andere, er findet an der geburtshülflichen Literatur Geschmack; und erkennt, dass das Studium guter geburtshülflicher Werke sein praktisches Bemühen wesentlich fördern wird.

Hoffentlich genügt Ihnen Das, was ich Ihnen vorstehend geschrieben, zur Beantwortung Ihrer aufgestellten beiden Fragen und so nehme ich denn für heute Abschied von Ihnen. — Leben Sie wohl.

ELFTER BRIEF.

Die Geschichte der Geburtshulfe. — Sie bleibe einem eigenen Studium aufgehoben. — Erst das Fach selbst, dann die Geschichte. — Zeit, wann sie am besten zu studiren. — Ist aber in keiner Weise zu versäumen. — Folgen solcher Versäumniss.

Göttingen, 30. August 1861.

In meinem letzten Schreiben an Sie habe ich einen Punkt gänzlich unberührt gelassen, über den ich aber nicht ganz schweigen kann, und da sich vielleicht später nicht wieder Gelegenheit finden dürfte, auf denselben zurückzukommen, so bringe ich ihn gleich hier zur Sprache, da er sich an den Inhalt des vorigen Briefes vollkommen anschliesst. Ich meine nämlich die Frage, wie es bei dem Beginne der geburtshülflichen Studien in Bezug auf das Historische des Fachs zu halten sei. Es gab eine Zeit, wo Lehrbücher der Geburtshülfe mit der Geschichte derselben anfingen, bald in grösserer, bald in geringerer Ausdehnung: in einem Lehrbuche nahm sie den ganzen ersten Band ein, in einem andern die ersten Bogen; ein anderer Schriftsteller schickte sie seinem Lehrbuche in Tabellenform voraus u. s. w. Eben so wurde in früherer Zeit in den Vorlesungen über Geburtshülfe die Geschichte derselben zuerst vorgetragen, eine Verfahrungsweise, der man unmöglich seine Zu-

stimmung ertheilen kann. Wie ist der Zuhörer im Stande, dem das ganze Fach noch fremd ist, die Geschichte desselben, und würde sie noch so kurz und bündig erzählt, zu würdigen und zu verstehen? Fangen wir etwa unser Studium der Medicin überhaupt mit der Geschichte derselben an? Unser ganzes medicinisches Fach im historischen Sinne einmal recht genau kennen zu lernen, dann aber auch mit Nutzen, dazu ist es Zeit, wenn wir unsere akademischen Jahre hinter uns haben. Gewöhnlich wird dann die Zeit des angehenden Praktikers noch nicht so durch Kranke in Anspruch genommen, dass er zu ruhigen Studien nicht die nöthige Musse haben könnte. Dann wende er seine Aufmerksamkeit auf die Geschichte der Medicin und er wird die grösste Befriedigung und den schönsten Gewinn finden.

Dasselbe findet nun in Bezug auf die Geschichte der Geburtshülfe statt. Um die einzelnen Capitel seines Fachs zu verstehen, hat der Geburtshelfer Geschichte nicht nöthig; aber um letztere zu verstehen, muss er das Einzelne, was die Geburtshülfe enthält, genau inne haben. Also in den Vorlesungen über Geburtshülfe gar keine Geschichte, am wenigsten als Einleitung zu derselben: höchstens im Verlauf der Vorträge in einzelnen Capiteln, wo dann der Schüler die historischen Notizen auch würdigen kann. So da, wo von Erfindung wichtiger Instrumente, Beckenmesser, der Zange u. s. w. oder von der Einführung bedeutender Operationen, der künstlichen Frühgeburt, Kephalothrypsie etc. die Rede ist. Solche historische Bemerkungen an Ort und Stelle, wo sie hingehören, angebracht, können nützen und nach und nach lernt der Zuhörer doch diejenigen Männer kennen, welche hervorragend in der Geburtshülfe Epoche gemacht haben. Das spornt manchen an, sich weiter um die Ge-

schichte der Geburtshülfe zu bekümmern, und nun mag er, nachdem er das Fach nach allen seinen Richtungen hat kennen gelernt, sich in die reichen Schachten der Geschichte vertiefen, aus welchen er dann die kostbarste Beute herausholen wird.

Dagegen ist für den Lehrer der Geburtshülfe das Studium der Geschichte seines Fachs unerlässlich. Und doch, mein verehrter Freund, giebt es Lehrer, welche die Geschichte gänzlich vernachlässigt haben, und daher in ihren schriftstellerischen Arbeiten sich die grössten Blössen geben, ja mit einer Art Verachtung auf ihre Collegen niederblicken, welche im entgegengesetzten Sinne ihre Studien treiben. Daher treten auch solche nicht selten mit neuen Erfindungen, Vorschlägen u. dgl. auf, die längst bekannt schon wieder verlassen wurden, oder sie erscheinen, wenn sie mit Zweckmässigem hervortreten, als Plagiarii oder als bösartige Verschweiger Dessen, was Andere vor ihnen geleistet haben, streuen denen, die ebenfalls mit der Geschichte nicht bekannt sind, Sand in die Augen, vermehren so ihren eigenen Ruhm, bis dann zuletzt die Wahrheit sich dennoch Bahn bricht, und das richtige Urtheil über diese Classe von Geburtshelfern gefällt wird.

Ich habe es mir daher stets angelegen sein lassen, Liebe und Interesse für das Geschichtlich-Literarische des Fachs bei meinen Zuhörern zu erwecken. Wo es nur ging, habe ich ihnen von den Verdiensten der Alten erzählt, habe aber auch ihre Irrthümer und Fehler nicht verschwiegen; was in unserer Zeit rechts und links geschehen, ich habe es treu berichtet, und mein Urtheil ohne Hehl darüber ausgesprochen, nichts ist von mir weder als Lehrer noch als Schriftsteller verschwiegen worden; stets beherzigte ich dabei das Wort: „Ehre

Andere, und gieb ihnen Das, was ihnen gebührt, so wirst auch du von ihnen geehrt werden, und du erhältst Das, was du verdienst." Ich habe, wie ich Ihnen in früheren Briefen mitgetheilt, von Zeit zu Zeit eigene Vorlesungen über Geschichte der Geburtshülfe gehalten und die Freude gehabt, dass diese Vorträge stets recht besucht waren. Manchen jungen Geburtshelfer habe ich auf die geschichtlich-literarische Laufbahn des Faches geführt, indem ich ihm Cicero's Satz: „Nescire, quid, antequam natus sis, acciderit, id est, semper esse puerum" zu Gemüthe führte, und ihm bewies, dass ihn das, was er von denen, die vor seiner Zeit gelebt, erlerne, gar nicht belästige, im Gegentheil, ihm für sein jetziges Fortschreiten nur nützlich sein könne. Es kann Einer ein vortrefflicher und ausgezeichneter Geburtshelfer sein, ohne dass er sich im mindesten jemals um die Geschichte der Geburtshülfe bekümmert hat: aber auf den Namen eines gebildeten Geburtshelfers kann ein solcher keinen Anspruch machen.

In vorstehenden wenigen Worten habe ich Ihnen meine Ansichten über das Studium des Geschichtlich-Literarischen in der Geburtshülfe mitgetheilt: sehen Sie den Brief als eine Ergänzung des vorigen an und leben Sie recht wohl.

ZWÖLFTER BRIEF.

Die Gebäranstalten. — Mit ihrer Einrichtung bekommt die Geburtshülfe erst einen höheren Aufschwung. — In Paris schon früh vorhanden, aber nur zum Unterricht für Hebammen. — Die englischen Gebäranstalten. — Für Teutschland wichtig die Errichtung der Gebäranstalt in Strassburg, in welcher Aerzte Unterricht erhielten, im Anfang des vorigen Jahrhunderts. — J. J. Fried daselbst. — Musteranstalt für alle ähnlichen. — Nach ihrem Vorbilde die Göttinger Anstalt von Roederer eingerichtet, 1751. — Gebäranstalt in Wien. — In Cassel und Marburg unter Stein d. ä. — In Jena unter Stark, — Kopenhagen, 1760. — M. Saxtorph. — Aushülfe für diejenigen, die sich damals nicht in Gebäranstalten bilden konnten.

Göttingen, 4. September 1861.

In einem meiner früheren Briefe habe ich die Behauptung aufgestellt, dass die Geburtshülfe erst von der Zeit an einen höheren Aufschwung erhalten, dass sie eine wahre, auf eigenen Füssen stehende Wissenschaft geworden, seit die Staaten Gebäranstalten einrichteten, in welchen von Aerzten praktischer Unterricht in der Geburtshülfe ertheilt wurde. Von hier aus verbreitete sich Licht über so Manches, was den Aerzten wegen Entziehung der Gelegenheit durch die Hebammen dunkel geblieben. Hier konnte der Mann den Gesetzen der Natur bei ihrem grossen Geschäfte nachspüren und Dasjenige allmälig feststellen, was als Norm angesehen wer-

den muss. Nach diesen Normen konnten dann die Abweichungen geschätzt werden: die Behandlungsweisen konnten genauer bestimmt, die Methoden verbessert, Beobachtungen konnten mit der grössten Ruhe angestellt und so gute Geburtshelfer für Stadt und Land gebildet werden.

Schon in dem ältesten Pariser Krankenhause, dem berühmten Hôtel-Dieu, treffen wir in der Mitte des siebzehnten Jahrhunderts eine Entbindungs-Lehranstalt, freilich nur für Hebammen eingerichtet, aus welcher später die Maternité entstand (1797). Der praktische Unterricht für Männer ward in Paris, wie ich das schon früher hervorhob, von einzelnen Lehrern in ihren Salles d'accouchement, gewiss in sehr lückenhafter Weise gegeben. Sehen Sie darüber nach J. Fr. Osiander Bemerkungen über die französische Geburtshülfe. Hannover 1813. Erst im Jahre 1835 war endlich von P. Dubois bei der Ecole de médecine eine Entbindungsanstalt eingerichtet worden, wodurch einem längst gefühlten Bedürfnisse einiger Maassen wenigstens abgeholfen wurde.

In Grossbritannien hatte die Sorge für das Wohl armer Schwangerer Gebäranstalten hervorgerufen. So wurde in Dublin 1745 ein Kindbetterinnen-Hospital eröffnet, welches im Jahre 1757 neu erbaut und später 1787 noch erweitert wurde. Auch London besass seit 1745 ähnliche Anstalten, so im Middlesex Hospital eine Stiftung für 20 Gebärende, das British Lying-in Hospital für 60 Kindbetterinnen (1749), und das City of London lying-in Hospital (1750 gestiftet) für 80 Wöchnerinnen. Diese Anstalten waren indessen nur der Mildthätigkeit gewidmet, es wurden nur arme Verheirathete aufgenommen, und sie konnten daher dem Unterrichte keinen Nutzen bringen. Erst im Jahre 1765 ward das

Westminster lying-in Hospital durch die Bemühungen des Geburtshelfers John Leake mittelst öffentlicher Subscription gegründet, welches dem praktischen Unterrichte von Geburtshelfern dienen sollte. Es wurde in dieser Anstalt auch unverheiratheten armen Schwangern der Zutritt erlaubt, und die vorkommenden Fälle unter Aufsicht der bei dem Institute angestellten Lehrer Leake, Ford und Brickenden, von den Schülern behandelt. Die auf solche Weise gegründete Unterrichtsmethode konnte für die Ausbildung tüchtiger Geburtshelfer nur eine erspriessliche sein: den theoretischen Lehren wurde die Anwendung zur Seite gesetzt, wobei es die Grösse der Stadt nie an Gelegenheit fehlen liess. Später überragten die englischen Gebäranstalten an Pracht und Grossartigkeit Alles, was in dieser Beziehung nur gedacht werden kann. Ich will Ihnen diese herrlichen Anstalten hier nicht weiter beschreiben, sondern theils auf meine Geschichte II. Bd. S. 767, theils auf Varrentrapp Tagebuch einer med. Reise durch England u. s. w., S. 169. verweisen. Dagegen will ich Ihnen von der Entstehung der Gebäranstalten unseres Vaterlandes schreiben und mit der Mutteranstalt in Strassburg beginnen; denn wunderbarer Weise haben wir von dieser längst unter französischem Scepter stehenden Stadt dasjenige angenommen, was die Hauptstadt Frankreichs zu ihrem Nachtheil bis 1835 verschmäht hatte. Ob hier eine sehr übel angebrachte Rivalität zwischen den beiden Universitäten zu Grunde lag, wage ich nicht zu entscheiden.

Die Gebäranstalt in Strassburg ward in den zwanziger Jahren des vorigen Jahrhunderts vom damaligen Praetor Fr. Jos. von Klinglin errichtet, in welcher Anstalt nicht allein Hebammen, sondern auch Studirende unterrichtet werden sollten. Der erste Lehrer an diesem

Institute war Joh. Jac. Fried, welcher zwar keine Schriften grösseren Umfangs hinterlassen hat, der sich aber durch seine Lehrthätigkeit und durch seinen die Schüler anregenden Eifer auszeichnete. Unter ihm ward Strassburg eine berühmte geburtshülfliche Schule, wohin von nah und fern wissbegierige Schüler strömten, um an einem Orte Geburtshülfe zu erlernen, dessen wohleingerichtete Gebäranstalt dazu die beste Gelegenheit bot. Ueber die Methode seines Unterrichts finden Sie von Fried selbst im Commercium noric. 1731. p. 321. einige Nachrichten. Er sagt unter Anderem: „Neque in posterum ulli parcam industriae, quo efficiam, ne opus sit artis hujus tantopere necessariae cupidis Parisios magnis sumtibus adire" und „Illud certe deprehendent auditores, quod Germanis vix commodior ulla schola obstetricia, quam nostra sit, obtingere possit."

Unter den Schülern Fried's war auch Joh. G. Roederer, welcher, später in Paris, England und Leiden weiter gebildet, auf Veranlassung Haller's nach Göttingen gezogen wurde (1749), um daselbst die Geburtshülfe zu heben. Im Jahre 1751 folgte Roederer dem Rufe nach Göttingen als Lehrer der Anatomie und Geburtshülfe, und errichtete daselbst nach dem Vorbilde der Strassburger Anstalt ein ähnliches Institut. War diese Anstalt gleich sehr beschränkt, so ersetzten der Eifer und das Lehrtalent Roederer's das, was an äusseren Mitteln fehlte; mit der grössten Genauigkeit wurde Alles, was in der kleinen Anstalt vorkam, zum Unterricht benutzt, und auf diese Weise die einzig zweckmässige Methode, Geburtshülfe zu lehren, zum grössten Nutzen der angehenden Aerzte eingeführt. Ueber die Wirksamkeit der damaligen Anstalt belehrt uns das „Tabellar. Verzeichniss aller von 1751 bis 1762 in der Entbindungs-

Anstalt zu Göttingen vorgefallenen Geburten u. s. w. Aus den Tagebüchern Roederer's von Fr. B. Osiander. Leider starb Roederer sehr früh: er erlag in Strassburg einem gallicht-nervösen Fieber den 4. April 1763 im 37. Jahre seines Lebens, während er zu einer vornehmen Dame nach Paris reisen wollte. Ich setze Ihnen die Worte her, welche der mit seinem Lobe eben nicht sehr freigebige Lehrer Roederer's Andenken nachrief: „Es bedarf hier nicht der Wiederholung, wie sehr ich überhaupt die eminenten Verdienste des gelehrten, scharfsinnigen, zum Beobachten geborenen Mannes anerkenne, dessen Hintritt in der Blüthe seiner Jahre ich für einen der grössten Verluste für die Wissenschaft halte." Göttingen hatte durch Roederer seine Gebäranstalt erhalten, welche dann später in einem ganz neu gebauten Hause ihr Unterkommen fand.

In Wien war van Swieten für die Errichtung einer Gebäranstalt thätig, welche auch 1752 im St. Marxer-Hospitale eingerichtet und an Crantz und Rechberger übergeben wurde. Im Jahre 1754 ward dieselbe in das grosse allgemeine Krankenhaus, welches Kaiser Joseph gebaut hatte, verlegt; der für das Medicinalwesen in Oesterreich thätig bemühte Präses der medic. Facultät von Störk erwirkte eine Verordnung, vermöge welcher kein Arzt oder Wundarzt auf dem Lande seine Kunst ausüben durfte, ohne einige Zeit in dieser Anstalt sich in der Geburtshülfe geübt und der öffentlichen Prüfung in diesem Fache sich unterworfen zu haben. Durch die Errichtung dieser grossen Anstalt in Wien sah sich Teutschland in dem Besitz eines grossartigen Instituts, dessen Vorstehern zunächst Gelegenheit ward, dasselbe als die Quelle ihrer eigenen Erfahrungen zu benutzen: den Schülern eröffnete sich ein weites Feld,

ihre Kenntnisse durch die Beobachtung der Natur selbst sich zu erwerben und so blieben die Früchte für das Heil der Menschheit und die Fortschritte der Wissenschaft nicht aus, welche sich die Gründer dieser Anstalt bei ihrer Errichtung versprachen.

Der unter Roederer und Levret gebildete G. W. Stein, dessen Verdiensten es zuzuschreiben, wenn die teutsche Geburtshülfe in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts so bedeutende Fortschritte gemacht, dass sie mit der französischen wetteifern konnte, erhielt im Jahre 1763 in Cassel die Direction einer neu errichteten Gebäranstalt beim Carolinum, einer medicinischen Bildungsanstalt; später 1792 an die Landesuniversität Marburg versetzt, gründete Stein hier ebenfalls eine Entbindungsanstalt und sein Ruf zog viele Schüler nach Marburg, um noch unter dem berühmten Lehrer die letzte Ausbildung in der Geburtshülfe zu erhalten.

Eben so ist aus dem vorigen Jahrhundert noch die Gebäranstalt in Jena zu nennen, welche zwar sehr klein, dennoch durch ihre Verbindung mit einer von ihr zu besorgenden Landpraxis eine sehr ausgebreitete Wirksamkeit hatte und daher eine Menge von Schülern anzog, wozu auch ihr berühmter Vorstand J. Chr. Stark das Seinige mit beitrug.

Im Auslande sah Kopenhagen schon 1760 sich mit einer vortrefflich eingerichteten Gebäranstalt geziert; das vortrefflich eingerichtete Gebärhaus in dem grossen Nosocomium Fridericianum ward der medicinischen Facultät zu einer praktischen Schule für Geburtshülfe übergeben; hier lehrte der ausgezeichnete Berger und nach ihm der über jedes Lob erhabene M. Saxtorph.

Dies ist der Ueberblick der ersten Gebäranstalten, welche im vorigen Jahrhundert gegründet wurden: bald

folgten auf den übrigen Hochschulen Teutschlands noch mehrere nach, und es ist jetzt keine Universität, welche einer solchen entbehrt. Ueber den Nutzen dieser Anstalten und wie innig damit die weitere Entwickelung der Geburtshülfe zusammenhängt, habe ich Ihnen nichts weiter auseinander zu setzen. Nur Eins möchte ich Ihnen zum Schluss dieses Briefes erzählen, was mir übereinstimmend drei Geburtshelfer verschiedener Länder mittheilten, deren erste Beschäftigung mit der Geburtshülfe in eine Zeit fiel, wo ihnen noch keine Gebäranstalten zu Gebote standen, wenn sie nicht die weit gelegenen, Strassburg u. s. w. besuchen wollten. Sie mögen daraus ersehen, wie und wo unsere Altvordern „Accouchiren" erlernt haben. Es blieb ihnen nichts übrig, als sich an Chirurgen anzuschliessen, welche neben ihrem Bartgeschäfte auch die Concession, Geburtshülfe auszuüben und einen bedeutenden „Würgungskreis" besassen; mit Zange und Perforatorium versehen wurden die jungen Priester Lucinen's von ihren Meistern in die Praxis geschickt, wo es diese nicht vorzogen, selbst hinzugehen, und übten sich hier ohne weitere Anleitung und Beaufsichtigung im Entbinden, bis sie glaubten, genug gelernt zu haben, um auf eigene Faust Geburtshülfe auszuüben. Dies erzählten mir ein alter Hebammenlehrer in Wittenberg, Medicinalrath Dr. Müller, Jörg in Leipzig und Naegelé in Heidelberg. Ich erinnere mich noch ganz genau, dass mir der Letztere einmal schilderte, wie sein Herr und Meister, als er ihn einst zu einer Wendung schickte, die Handgriffe dazu an einer zusammengedrehten — Serviette zeigte und nachmachen liess. Bei der Gebärenden angekommen, fand Naegelé richtig eine Querlage des Kindes: es ging mit der Wendung, aber bei der nachfolgenden

Extraction konnte Naegelé den zweiten Arm nicht lösen. „Brechen Sie ihn ab, Herr Doctor, raunte ihm die alte Hebamme ins Ohr, ich heil' ihn wieder zusammen.“ Und also geschah's! — Leben Sie wohl.

DREIZEHNTER BRIEF.

Noch Einiges über den Unterricht in den Gebäranstalten.

Göttingen, 7. September 1861.

Sie kennen, mein verehrter Freund, die berühmten Verhandlungen der Pariser Akademie der Medicin, welche im Februar 1858 eröffnet bis zum 6. Juli desselben Jahres fortdauerten, und das Kindbettfieber, seine Natur, Verhütung und Behandlung zum Gegenstand hatten. Die berühmtesten Auctoritäten der Hauptstadt nahmen an den Sitzungen Theil und liessen ihre, freilich oft sehr weit auseinander gehenden Meinungen hören. Zu einem Beschluss, zu einer vollen Vereinigung kam es aber nicht. Dagegen erhoben sich ein paar Stimmen, welche die Aufhebung der Gebäranstalten oder wenigstens die Verlegung der zeitweiligen Bewohnerinnen von grossen Gebäranstalten in kleinere Etablissements beantragten, da die Erfahrung das Entstehen und die rasche Verbreitung der Krankheit in grossen Instituten durch die Zusammenhäufung so vieler Wöchnerinnen u. s. w. nachgewiesen. Dieser Rath konnte unmöglich angenommen werden: „Cest la fièvre puerpérale qu'il faut tâcher de chasser de ces établissements, et non les malades", sagte ein späterer Schriftsteller über diese Krankheit, Mattei,

und in der That wären die Folgen eines Schlusses der grossen Gebäranstalten viel grösser und eingreifender und würden des Nachtheils und Schadens viel mehr mitbringen, als eine vorübergehende Kindbettfieber-Epidemie. Mit diesen Waffen sind die Gebärhäuser nicht anzugreifen, wie denn das auch jetzt gewiss Niemand im Ernste einfällt, es sei denn, dass einzelne verschrobene Gemüther sich aus Moralitätsrücksichten darüber ärgern, dass man dem Laster auch noch Asyle baut, oder den Neubau einer solchen Anstalt hintertreiben, weil er in die Nähe einer Blindenanstalt kommen sollte, wo dann die blinden Zöglinge durch solche Nähe verdorben werden könnten. Facta loquuntur!

Aber eine andere Klippe giebt es, welche der Lehrer und Vorstand einer Gebäranstalt auf eine geschickte Weise umschiffen muss, wenn seine Schüler den wahren Nutzen aus Gebäranstalten ziehen sollen. Er verliere nie aus den Augen, dass er aus seinen Schülern keine Hospitalärzte oder wieder klinische Lehrer für Gebäranstalten, dirigirende Aerzte solcher Institute ziehen solle, sondern dass er Geburtshelfer für das Publikum, praktische Geburtshelfer für Stadt und Land bilden solle und dass das Publikum von einem solchen eine Behandlung nach ganz anderen Grundsätzen verlangt, als dieser sie vielleicht in Gebärhäusern hat anwenden sehen oder selbst angewendet hat. Kein Lehrer, kein Schüler wird sich Rohheiten zu schulden kommen lassen: jener wird seine Pflegebefohlenen nicht als blosse Entbindungs-Maschinen seinen Schülern zur rücksichtslosen Bearbeitung überlassen, er wird überall schonend zu Werke gehen, wo er jene in der That als Lehrmaterial gebrauchen muss; aber es ist doch Manches, was in der Privatpraxis sich anders gestalten muss, als in einem

Gebärhause, und diesen Unterschied, den der Lehrer kennt, der Schüler aber noch nicht, muss Letzterer von Ersterem kennen lernen, damit er nicht blind mit Allem, was er in der Gebäranstalt gesehen und gelernt hat, in die Privatpraxis hineinstürmt, und dann hier überall anstösst, das Vertrauen verscherzt, und sich am Ende trotz seines besseren Wissens und Könnens von weit unter ihm Stehenden aus dem Sattel gehoben sieht. Ich will mich in Beispielen noch näher gegen Sie erklären. Ein Lehrer hat einen höchst scharfsinnigen Beckenmesser erfunden, ein Arm wird durch die Vagina ans Promontorium, der andere durch die — Harnröhre an die hintere Wand der Schambeinverbindung geführt: Letzteres geschieht nicht ohne Schmerz, selbst nicht immer ohne Blutung und ein paar Tage dauerndem Brennen beim Harnlassen. Nun kann es dem Lehrer Niemand verdenken, wenn er seinen Pelvimensor in seiner Klinik anlegt oder durch seine Schüler anlegen lässt: wehe aber dem Schüler, der als angehender Geburtshelfer, etwa in einer kleinen Stadt, diesen Beckenmesser bei einer seiner Pflegbefohlenen anwenden will; wir glauben ihm das Prognostikon stellen zu können, es werde ihm sobald kein Becken wieder auszumessen gestattet sein. Darum ist es Pflicht des Lehrers, seine Schüler vor der Application solcher Instrumente in der Privatpraxis zu warnen und zu rathen, ohne die höchste Noth sie nicht anzuwenden, sondern lieber die sanfteren, schmerzloseren Methoden zu wählen. — Eben dahin gehören die Entblössungen des Körpers, um die Palpation oder Anderes vorzunehmen; die in einer Anstalt Aufgenommene muss sich Alles gefallen lassen: wenn ihr gesagt wird, sich auf den Kopf zu stellen, sie wird es ebenfalls thun, aus Furcht, im Weigerungsfalle fortgeschickt zu werden.

Aber die Damen in der Privatpraxis? Müssen wir hier nicht mit der grössten Decenz vorgehen? Lassen diese gern den geringsten Theil ihres Körpers entblössen? Ja müssen wir nicht, stehen wir einer solchen bei gesundheitgemässen Geburten bei, alle unsere Hülfleistungen unter der Decke vollziehen, unter der Decke den Damm unterstützen, das Kind in Empfang nehmen u. s. w., während wir in Gebäranstalten, gerade weil es Lehranstalten sind, Alles an den aufgedeckten Theilen beobachten müssen, sobald die Geburt ihrem Ende sich naht. Daher ist es Pflicht der Lehrer, auch die Methode, unter der Decke alles Nöthige zu besorgen, seinen Schülern zu zeigen und sie selber besorgen zu lassen. Ebenso möchte ich das Angeführte auf etwanige Leiden der Schwangern oder Wöchnerinnen und ihre Behandlung bezogen wissen. Wie viele kleinere Leiden giebt es, die der Hospitalarzt gar weiter nicht zu beachten braucht, wo er keinen Gran Arznei zu verordnen nöthig hat, die Sache macht sich nach einigen Tagen, oft schon früher, ganz von selbst. Das kann der Lehrer in seiner Anstalt aus der Erfahrung seinen Schülern zeigen und sagen; aber es ist seine Pflicht, hinzuzufügen, dass die Privatpatienten bei solchen Versicherungen sich oft nicht begnügen werden: dass hier Arzneien verlangt werden, die man nicht vorenthalten darf, will man nicht das Vertrauen verscherzen. Auch wird eine solche Kranke, der man diätetische Regeln giebt, welche oft die erspriesslichsten sind, diese viel eher befolgen, sobald sie Arznei bekommt, und daraus ersieht, ihr Arzt nehme ihr Leiden doch ernstlich genug. Diese Arzneien sind vom Lehrer daher für solche Fälle in der Klinik wenigstens zu nennen, wenn er sie auch nicht verordnet.

Jetzt, hoffe ich, haben Sie ganz verstanden, was ich

oben darunter meinte: wir sollen keine Gebäranstalten-Directoren in unseren Kliniken erziehen, sondern Geburtshelfer für die Praxis in der Stadt oder auf dem Lande und danach unseren Unterricht einrichten. Ich möchte diesen Rath aber auch auf einzelne Lehrbücher ausdehnen, in welchen der Schüler oft schon Behandlungsweisen findet, die er allerdings in Gebäranstalten ausüben kann, mit welchen er aber in der Privatpraxis sicher den grössten Anstoss geben würde. Exempla sunt odiosa! — Leben Sie wohl.

VIERZEHNTER BRIEF.

Der geburtshülfliche Assistent in der Gebäranstalt.

Göttingen, 10. September 1861.

Sie richten in Ihrem letzten Briefe die Bitte an mich, mein theurer Freund, weil ich Ihnen rasch hinter einander so Manches über geburtshülflichen Unterricht. über Gebäranstalten und über die praktische Benutzung derselben geschrieben. nun noch Eins hinzuzufügen. was wichtig genug erschien, um ebenfalls besprochen zu werden, nämlich das Verhältniss eines Assistenten oder Gehülfsarztes bei einer Gebäranstalt. Ich will Ihrem Wunsche gerne nachkommen, um so mehr, als ich über diesen Punkt in der langen Reihe von Jahren, die ich als Dirigent verschiedener Gebäranstalten verlebt, nachdem ich früher selbst beinahe drei Jahre unter meinem Vater ein solches Amt bekleidet, die mannichfachsten Erfahrungen gemacht habe. Unter meinem Directorium in den drei Anstalten, in welchen ich gelebt, Berlin, Marburg und Göttingen, habe ich bis jetzt gerade vierzehn Assistenten gehabt und bin in diesem Augenblicke daran. den fünfzehnten zu bekommen. Sie sehen, eine ganz hübsche Anzahl, von welchen jeder das Seinige zur Erweiterung meiner Erfahrungen über den in Rede stehenden Gegenstand beigetragen hat.

Ueber ihre Nothwendigkeit herrscht nur eine Stimme, und es wäre überflüssig, davon hier weiter mit Ihnen zu sprechen: sie müssen den Director in jeder Beziehung ersetzen, ist er einmal abwesend und geht seinen anderweitigen Geschäften nach; sie müssen den Lehrer bei seinem Unterrichte unterstützen, so in den Untersuchungsstunden, so bei den vorfallenden Geburten, welchen der Director doch nicht von Anfang bis zu Ende beiwohnen kann; die Besorgung der Reception der Schwangern kann dem Assistenten überlassen bleiben, eben so die Entlassung der Wöchnerinnen; der Assistent führt die Aufsicht über das niedere Personal im Hause, beaufsichtigt die Räume der Anstalt, macht die Wochenbesuche mit dem Director oder allein, sorgt dafür, dass bei beginnenden Geburten zur rechten Zeit die Herren Clinicisten zusammengerufen werden; er führt die Bücher der Anstalt, besorgt auf Verlangen des Directors Schreibereien, amtliche Correspondenzen u. dgl.

Vor Allem muss der Assistent bei vorfallenden Geburten seine volle Wirksamkeit entfalten: er lässt die Praktikanten der Reihe nach untersuchen, und giebt diesen bei der Besorgung der gesundheitgemässen Geburten die nöthige Anleitung, sobald der Director abwesend ist; er hat aber auch in dringlichen Fällen, wo die Ankunft des Directors nicht abgewartet werden kann, die erforderliche operative Hülfe selbst zu leisten oder unter seiner Aufsicht ausführen zu lassen. Jeder Director thut wohl, seinem Assistenten alles dieses in einer wohl abgefassten Dienst-Instruction zu überliefern, welche er ganz nach seinem Gutdünken und nach seinen Ansichten anfertigen kann. Gehalten wird sie doch nicht, das weiss ich am besten; so muss man denn dafür sorgen, dass ihr wenigstens in der Hauptsache genügt werde.

Ich habe die Erfahrung gemacht, dass das erste halbe Jahr mit neu eingetretenen Assistenten die Sache gewöhnlich ganz vortrefflich geht; freilich hat der Director mehr zu thun, indem er seinen Assistenten erst „einschulen“ muss: dieser ist aber willig, voll Eifer und dabei noch ängstlich, weshalb er oft über die Instruction hinaus sich an den Director wendet und über dieses oder jenes seinen Rath einholt. Doch bringt sich das später wieder ein: denn allmälig giebt sich die Aengstlichkeit, und nun bald früher, bald später geht gewöhnlich die erste Verdriesslichkeit darüber her, dass der Herr Assistent in ausserordentlichen Fällen den Director, ist dieser abwesend, nicht herbeiruft, sondern auf eigene Hand operirt, und sich dann hernach auf die Dringlichkeit des Falles beruft. Ja es ist mir vorgekommen, dass ein Assistent bei vorliegendem Kopfe ohne alle Anzeige die Wendung auf die Füsse nebst Extraction verrichtete, nur um sich in dieser Operation zu üben. Eine andere Quelle von Aergerlichkeiten giebt gewöhnlich das Verhältniss, wie sich der Assistent zum weiblichen Personal der Anstalt, Haushebamme, Wirthschafterin u. s. w. gestellt hat, ob er es verstanden hat, sich in die gehörige Auctorität zu versetzen, ob er nicht der Einen etwas mehr Vorzug vor der Anderen giebt: wie oft musste ich hier als Vermittler auftreten oder recht strenge dazwischen fahren, um nur auf einige Zeit wieder Ruhe zu haben. Ueber alles dies geht dann gewöhnlich ein Jahr hin, bis Friede und Ordnung hergestellt sind: dann hält die Sache, bis ein neuer Wechsel eintritt, und nach der Individualität des Angestellten sich bald mehr bald weniger Verdruss wiederholt.

Zweckmässig wird der Wechsel alle zwei Jahre vorgenommen; so wenigstens spricht es bei hiesiger Gebär-

anstalt das Gesetz aus. Darauf lässt sich aber bei einem Gebärhause nicht eingehen: denn ein neuer Assistent hat immer ein Jahr nöthig, bis er als brauchbarer Geburtshelfer ausgebildet ist. Warum ihn also dann, wenn er eben zu solcher Entwickelung gelangt ist, fortschicken, zu einer Zeit, wo er erst dem Director und der Anstalt recht nützlich zu werden anfängt? Ich habe Assistenten schon über vier Jahre gehabt, da durchaus keine Veranlassung war, sie nach zwei Jahren zu entlassen.

Uebrigens habe ich die Genugthuung gehabt, dass aus allen meinen Assistenten recht tüchtige praktische Aerzte und Geburtshelfer geworden sind, so dass in dieser Beziehung die Assistentenstellen auch als recht gute Pflanzschulen für künftige Geburtshelfer anzusehen sind.

Nur Eins habe ich bei allen meinen Assistenten zu verhüten gesucht, sie durften sich in keiner Weise mit dem Unterrichte beschäftigen, weder Privatissima noch Repetitoria geben, und es ist mir gelungen, bis jetzt auch beharrlich solches durchzuführen. Aus diesem Grunde habe ich auch immer abgewehrt, einen Privat-Docenten der Geburtshülfe zum Assistenten zu nehmen. Es würde für den ganzen Unterricht sehr störend sein, wenn dieser an einer und derselben Anstalt von zwei Lehrern gegeben würde: es würde an Zwistigkeiten, Zerwürfnissen und sonstigen Störungen nicht fehlen, aus diesem Grunde habe ich stets strenge auf die von mir eingeführten Maassregeln gehalten, und glaube zum Besten der Sache.

Zum Ueberfluss schreibe ich Ihnen die Instruction, welche ich meinem Assistenten vorgeschrieben und welche das Königliche Universitäts-Curatorium bestätigt hat. Sie erhalten in ihr ein Actenstück, welches bis jetzt noch nirgend öffentlich bekannt gemacht wurde, und welches

Sie vielleicht dereinst selber gebrauchen können; wenigstens kann es Ihnen als Grundlage für eine leicht abzuändernde Instruction dienen.

Instruction
für den Assistenten.

§. 1. Die Anstellung des Assistenten geschieht durch das Universitäts-Curatorium auf Präsentation des Directors der Anstalt. Sein Verhältniss zur Anstalt ist ein zu jeder Zeit widerrufliches, so dass seine Entlassung zu jeder Zeit erfolgen kann, wogegen es auch dem Assistenten frei steht, nach vorhergegangener halbjähriger Kündigung den Dienst aufzugeben.

§. 2. Der Director der Anstalt ist der unmittelbare Vorgesetzte des Assistenten. Er hat ihm in Allem pünktlichen Gehorsam zu leisten, in Allem zur Hand zu gehen und die ihm aufgetragenen Geschäfte sämmtlich zu verrichten.

§. 3. Zu den besonderen Obliegenheiten des Assistenten gehört die Einregistrirung der aufgenommenen Schwangeren in die Journale der Anstalt, die Anmeldung derselben bei der Polizei und die Registerführung der Taufen der Prediger, so wie die zu diesem Behufe auszustellenden Scheine.

§. 4. Er hat über alle im Institute befindlichen Wochen haltenden Personen und über die da wohnenden Hebammen-Schülerinnen ein wachsames Auge zu halten, und wenn er etwas der guten Ordnung Zuwiderlaufendes bemerkt, sofort Anzeige zu machen. Besonders hat er darauf zu sehen, dass von Aussen keine Esswaaren, Näschereien, Branntwein u. dgl. eingeschleppt oder von Aussen geholt werden, noch auch, dass im Hause den

Aufgenommenen, besonders den Wöchnerinnen, ohne Vorschrift etwas vom gewöhnlichen Speise-Etat Abweichendes gereicht werde.

§. 5. Bei dem Tode nahen Personen hat er das Unterbringen ihres Kindes in's Auge zu fassen: er hat sich nach ihrer Verwandtschaft zu erkundigen u. s. w.: nach dem Tode ein genaues Inventarium ihrer hinterlassenen Effecten aufzunehmen.

§. 6. Der Assistent hat ferner das Inventarium des Hauses zu beaufsichtigen, Zu- und Abgang für den Abschlüss der Jahresrechnung aufzuzeichnen, bei allem neu Anzuschaffenden aber die Genehmigung des Directors einzuholen.

§. 7. Eben so hat er die dem Institute gehörenden Sammlungen zu beaufsichtigen und im Stande zu halten.

§. 8. Ihm geziemt die Aufsicht über die Reinlichkeit in den Zimmern, den Vorplätzen, auf den Treppen, so wie in den Höfen.

§. 9. Er beaufsichtigt sämmtliche Baulichkeiten, und bringt nöthige Ausbesserungen zur Anzeige.

§. 10. Fremde, welche die Anstalt sehen wollen, hat er, nach Anzeige an den Director, herumzuführen. Ohne Erlaubniss darf Niemand die Zimmer der Wöchnerinnen betreten, worüber der Assistent zu wachen hat. Eben so hat er dafür zu sorgen, dass keine Aufgenommene ohne dringende Ursache zum Besuch bei Anderen das Haus verlasse.

§. 11. Der Assistent ist ferner verpflichtet, bei allen im Hause vorfallenden Geburten gegenwärtig zu sein und während derselben auf die gehörige Ordnung unter den versammelten Studirenden zu sehen, die Untersuchungen zu leiten, in Abwesenheit des Directors den nöthigen Unterricht über die vorliegende Geburt zu ge-

ben, auch alles bei jeder Geburt Vorfallende gehörig einzuregistriren.

§. 12. Sollten bei einer Geburt sich Regelwidrigkeiten bedeutender Art ereignen, welche der Mutter oder dem Kinde Gefahr bringen, so ist der Assistent gehalten, sofort den Director davon in Kenntniss zu setzen, und entweder dessen Herbeikunft zu veranlassen oder seine weiteren Verordnungen zu vernehmen. Ohne dringende Noth und besondern Auftrag ist dem Assistenten nicht gestattet, Operationen am Gebärbette für sich zu unternehmen.

§. 13. Der Assistent unterstützt ferner den Director bei der Behandlung der Wöchnerinnen.

§. 14. Wenn ferner der Assistent gehalten ist, den Director überall in den klinischen Uebungen, in den Untersuchungen, am Gebärbette u. s. w. zu unterstützen, so steht es ihm aber in keiner Weise zu, selbständigen Unterricht zu geben, Repetitoria u. dgl. zu halten.

§. 15. Endlich hat der Assistent bei der Abrechnung am Ende eines jeden Rechnungsjahres dem Director hülfreich zur Hand zu gehen, und diejenigen Arbeiten dabei zu übernehmen, die ihm dieser aufträgt.

Unterm 7. December 1846 von Königl. Curatorium bestätigt, ist diese Instruction unverändert in Wirksamkeit. — Leben Sie recht wohl.

FUNFZEHNTER BRIEF.

Die physischen und psychischen Eigenschaften eines Geburtshelfers.

Göttingen, 15. September 1861.

Meine bisherigen Briefe, verehrtester Freund, haben sich um die Geburtshülfe als Wissenschaft gedreht: ich habe Ihnen den Standpunkt geschildert, auf welchem sie bei uns in Teutschland steht, ich habe Ihnen die besten Unterrichtsmethoden, Lehrbücher u. s. w. genannt und auf die Gebäranstalten, diese wichtigen Beförderungsmittel des geburtshülflichen Studiums, hingewiesen.

Die Geburtshülfe ist ein praktisches Fach, sie soll ausgeübt werden, sonst bleibt ihr der Name, welcher in der neuesten Zeit für das ganze Fach viel gebraucht wird: Geburtskunde. Zu ihrer Ausübung gehören aber wieder gewisse Eigenschaften, und da mag sich denn jeder prüfen, ob er diese besitze, oder ob er sie sich noch verschaffen könne: hat er sie nicht, oder wenigstens nicht alle, so kann das natürlich ihn von der Ausübung des Faches, wenn er sonst Lust und Liebe dazu hat, nicht ausschliessen; ich stelle daher hier mehr das Ideal eines praktischen Geburtshelfers auf, welchem jeder so nahe als möglich kommen möge.

Oben an stelle ich ein rechtes Wohlgefallen an der

Geburtshülfe: eine Liebe für das Fach, welche alle Schwierigkeiten, die sich schon beim Studium zeigen, mit Leichtigkeit überwindet. Schon während der akademischen Jahre muss der Schüler, welcher sich mit Geburtshülfe beschäftigt, eine gewisse Resignation besitzen, denn manches ihm sonst Angenehmes wird er aufopfern müssen, wenn es der Beobachtung einer Gebärenden gilt. Er muss keinen Widerwillen gegen die Geburtshülfe haben, der oft so verborgen zugegen sein kann, dass er dem Besitzer selbst nicht recht klar ist: ich kannte einen Arzt, der Geburtshülfe aufgeben musste, die er gerne geübt hätte, weil er jedesmal, so oft er zu einer Gebärenden gerufen wurde, — Diarrhoe bekam: Idiosynkrasia obstetricia!

Von körperlichen Eigenschaften ist dem Geburtshelfer eine recht dauerhafte feste Gesundheit wünschenswerth: einen gesunden Körper, frei von allen Krankheitsanlagen muss er besitzen, um den vielen widrigen Einflüssen, denen er sich aussetzen muss, Trotz bieten zu können. Mitten aus nächtlicher Ruhe herausgeholt muss er sofort dem Rufe folgen: hinaus geht's in die stürmische Nacht, in den Schnee oder Regen, oft muss er einen langen Weg zurücklegen, bis er anlangt, wo man seine Hülfe bedarf: er befindet sich bei armen Leuten, in einer überheitzten Stube, angefüllt mit weiblichem Volke aller Art, welche zum Theil Bereitwilligkeit zu helfen, zum Theil Neugierde versammelt hat: schreiende Kinder, Hunde, Katzen, aufgescheuchte flatternde Vögel in den aufgehängten Käfigen; Ehemann, Schwiegermutter, die eigene Mutter oder sonstige Verwandte wehklagend, am vernünftigsten noch die Gebärende selbst: die Hebamme geschwätzig dem Geburtshelfer referirend und ihm zugleich eine Schürze darbietend: da haben Sie das

Bild einer geburtshülflichen Praxis, wie es mir aus meinen jüngeren Jahren noch deutlich vorschwebt. Und nun weiter: zuvörderst muss die Hälfte der Anwesenden an die Luft gesetzt werden, die anderen muss man beruhigen, die Heulenden trösten, der Gebärenden Muth zusprechen und leider — die Hülfe noch verschieben, zu welcher es noch nicht Zeit ist. Bis dahin kann man höchstens auf einem Stuhle eine knochenbrechende Ruhe finden; endlich naht der rechte Zeitpunkt, man operirt, aber unter welchen erschwerenden Umständen? In Schweiss gebadet ist man endlich fertig geworden, von Wäschewechseln keine Rede, man sehnt sich aus dem dunstigen Zimmer fort, man sehnt sich nach Hause: durchnässt von innen nach aussen tritt man den Rückweg an, der Himmel meint es auch noch gut und durchnässt von aussen nach innen, und so gelangt man endlich nach Hause zurück in das mittlerweile kalt gewordene Zimmer. Solchen Stürmen, die ich hier geschildert, muss man einen festen Körper entgegensetzen können, und darum stelle ich als erste Eigenschaft: „dauerhafte, feste Gesundheit“ auf.

Ein zweites Requisit ist Geschmeidigkeit und Rührigkeit des Körpers, damit derselbe rasch aus einer Lage, aus einer Wendung in die andere gebracht werden könne, wo solches nöthig.

Eine dritte Berücksichtigung verdienen nun Arme und Hände. Jene sollen nicht zu derb, zu colossal sein: die Hände müssen nicht zu breit, im Gegentheil gerade in ihrer Breite recht schmal sein. Die Finger sollen eine gehörige Länge besitzen, die Fingerspitzen mit richtigem Gefühle begabt sein, ausserdem den Fingern eine recht ausgebildete Beweglichkeit zu eigen sein. Auch soll die eine Hand so geübt wie die andere sein,

der Geburtshelfer soll ambidexter sein, oder wenn er, wie man zu sagen pflegt, links ist, ambisinister werden.

Vor Allem thut bei den Fingern die Uebung ungemein viel: wie oft hört ein Lehrer die Klage: „Mein Finger ist zu kurz", ach nein, „Dein Finger ist noch nicht geübt genug", möchte man antworten. Und in der That, kurze Finger lernen sich durch Uebung strecken und durch stärkere Abduction des Daumens sich verlängern. Das feine Gefühl in den Fingerspitzen wird zwar auch durch Uebung ausgebildet, aber hier kann der angehende Geburtshelfer einiges thun, um, wo es vorhanden, dasselbe zu erhalten durch fleissiges Waschen mit Seifenwasser, durch Tragen feiner lederner Handschuhe, theils wo es verschwunden, es wieder hervorzurufen durch Meidung gewisser schädlicher Arbeiten und Beschäftigungen. So ist es nicht gut, wenn ein Geburtshelfer Saiteninstrumente spielt, wobei die linke Hand die Saiten dirigirt und an den Spitzen der Finger ganz callös wird: er soll auf Universitäten, sobald er sich mit Geburtshülfe beschäftigt, das Rappiren nicht mehr treiben, wenigstens nicht so eifrig wie früher, denn diese Kunst macht die Hände ungemein schwer und plump: aus gleichem Grunde keine Gartenarbeiten u. s. w.

Dazu kommen nun auch noch gewisse geistige Eigenschaften, welche ich nachstehend namhaft machen will. Ein Theil dieser Eigenschaften wird sich gewisser Maassen von selbst ergeben, wenn wir uns klar machen, dass wir es mit dem andern Geschlechte zu thun haben, welches nach ganz anderen Grundsätzen behandelt sein will, als wir Männer mit einander umgehen.

Der Geburtshelfer muss Schicklichkeitsgefühl besitzen und alle Regeln des Anstandes beobachten, wobei die weibliche Schamhaftigkeit bestmöglichst zu schonen

ist. Sie wissen, mein Freund, wie unangenehm den Frauen es ist, wenn sie sich müssen untersuchen lassen; ich kenne ein einfaches Mittel, diese Furcht zu verscheuchen, und das besteht darin, die Untersuchung nie unter vier Augen vorzunehmen, sondern stets eine dritte weibliche Person, sei es eine Verwandte, sei es eine Hebamme, dabei sein zu lassen. Der Geburtshelfer sei sanftmüthig und besitze einen hohen Grad von Geduld: lassen wir uns nie hinreissen, hart gegen die armen Gebärenden zu werden, dagegen sprechen wir sie mit ernsten Worten an, wenn sie etwa unseren Anordnungen sich nicht fügen wollen: hören wir ihre Wehklagen mit Geduld an, ohne uns darüber zu ereifern, sondern suchen wir mit eindringlichen Worten zu trösten. Müssen wir operiren, so dürfen wir uns durch das Geschrei der Gebärenden in keiner Weise schrecken lassen, sondern in unserer Operation fortfahren, uns aber nicht übereilen, sondern auch dabei die Natur im Auge behalten, da es in der Geburtshülfe, wie Sie wissen, ja nicht auf die Schnelligkeit zu operiren, sondern auf die Sicherheit ankommt. Gegen die zu grosse Empfindlichkeit und Schmerzhaftigkeit haben wir ja das nicht genug zu schätzende Chloroform, was anzuwenden ist, das man aber viel häufiger den Umstehenden, dem Ehemanne geben möchte, als der Gebärenden, da sich diese so manchmal entsetzlich albern und kindisch betragen, und dadurch sehr störend werden. Es bleibt am Ende weiter nichts übrig, als sie mit guter Manier aus dem Zimmer zu bringen.

Eine andere Eigenschaft, die den Geburtshelfer sehr ziert, ist die Verschwiegenheit. Was bekommt der Geburtshelfer alles zu erfahren, oft mehr wie der eigene Mann der Frau, die seine Pflegebefohlene geworden. Der Geburtshelfer sei hier recht auf seiner Huth und

wache recht sorgsam über sich: denn im Umgange mit den Weibern gewöhnt man sich, ehe man's selber merkt, diese ihre Unsitte mit an, und das kann viel Unglück anstiften. Denken Sie, dass es sich manchmal um heimlich Gebärende handelt: das Glück von Familien muss durch List und Schlauheit erhalten werden, wozu der Geburtshelfer unbedingt seine Hände bieten darf. Und wenn er nun selber die Tugend der Verschwiegenheit nicht besitzt? Ich habe meine Hand nicht selten zur Unterstützung solcher Täuschungen geboten, wenn die Ehre nicht nur einer einzelnen Unglücklichen, sondern auch das Glück einer achtbaren Familie durch Entdeckung der Wahrheit gefährdet wird und letztere weder dem Staate, der bürgerlichen Gesellschaft noch sonst jemand Nutzen bringt, sondern nur elenden Klatschmäulern Vergnügen und auf einige Zeit Stoff zur Zungendrescherei darbietet. Ich habe den Eltern, deren Töchterlein bei mir in sicherem Gewahrsam war, die beruhigendsten Nachrichten geschrieben, dass die Blutungen sich gemindert, dass der wassersüchtige Bauch allmälig kleiner werde, das Gewächs darin schmelze, die nothwendige Operation bald vorgenommen werde u. dgl. und habe mein Gewissen durch solche Lügen nie beschwert gefunden. Dagegen Wahrheit den Kirchenbüchern gegenüber, hier keine falschen Angaben um der Zukunft des armen Kindes wegen, und Wahrheit, wenn sich die Obrigkeit in dergleichen Dinge mischt und Nachforschungen anstellt.

Mässigkeit in Speis' und Trank ist eine Hauptzierde des Geburtshelfers, und doch wie mancher hat sich den Trunk angewöhnt, was um so leichter bei dem geschehen kann, der eine bedeutende Landpraxis hat, Tage und Nächte von seinem Hause entfernt bleibt, und dem

dann da, wo er zu thun hat, Spirituosa zur Herzstärkung vorgesetzt werden. Ehe man sich's versieht, ist der Trinker fertig und kann nun nicht anders mehr, als „im Tritt", wie man zu sagen pflegt, an sein Werk gehen. Ich habe es nie über mich gewinnen können, wenn sich meine Anwesenheit in einem Hause verzögerte, etwas anderes als Wasser oder allenfalls eine Tasse Caffe zu geniessen, nicht aus Furcht, ein Trinker zu werden, sondern weil ich es für höchst unpassend halte, in einem Hause, wo die Hausfrau in Kindesnöthen auf ihrem Schmerzenslager liegt, wo der Ehemann voll Besorgniss aus einer Stube in die andere läuft, ohne Ruhe zu finden, die übrigen Angehörigen sorgenvoll in den Ecken herumstehen, wenn, sage ich, in diesem Hause der Geburtshelfer, auf den Alles voll Vertrauen und Zuversicht hinblickt, hinter der Flasche sitzt und ganz gemüthlich ein Glas Bordeaux oder was sonst nach dem andern hinabschlürft. Man mache mir nicht die Einwendung, der Hausherr trinkt ja mit! der weiss in der Angst seines Herzens viel, ob und was er trinkt, und würde eben so unaufmerksam den schlechtesten Krätzer als seinen besten Wein geniessen. Wird mir vom Herrn des Hauses ein Glas Wein angeboten, so sage ich gewöhnlich: „Später, wenn der kleine Weltbürger erst da ist, wollen wir auf sein Wohl trinken!" Das wird stets anerkennungsvoll acceptirt, die Flasche entfernt und das Ganze dann später vergessen, was auch recht gut ist.

Nun hören Sie noch eine Eigenschaft des Geburtshelfers, die für die Ausübung seines Faches von der grössten Wichtigkeit ist. Er muss das weibliche Geschlecht recht genau kennen lernen, aber ja nicht theoretisch, aus Büchern wie z. B. „Elise oder das Weib wie es ist und sein soll", sondern praktisch durch vielen

Umgang mit dem weiblichen Geschlechte, durch fleissige Unterhaltung mit demselben, ein Geschäft, was wenigstens für den jüngern Arzt gerade kein unangenehmes ist. Im spätern Alter hat man's satt, lernt auch nichts mehr. Jean Paul, der gründliche Weiberkenner, sagt an einer Stelle seiner Werke: „Weiber gleichen spanischen Häusern, die viele Thüren, aber wenig Fenster haben: daher es leichter ist, in ihr Herz zu kommen, als hinein zu schauen." Darum ein emsiges Studium des Weibes, von dem wir ja wissen, in welchem innigen Zusammenhange das somatische mit dem psychischen steht, und wo die richtige Wirkung auf die letztere Seite oft die bedeutendere bleibt, ja wo die kleinen Launen und Unarten, die dem Weibe eigenthümlich, oft selbst auf dem Gebärbette sich geltend machen und durch verständiges Zureden des Arztes, der diese Zustände aus der Erfahrung kennt, beseitigt werden können.

Soll ich Ihnen nun das Bild eines in jeder Beziehung durch und durch vollendeten Geburtshelfers hinstellen, so füge ich noch die Worte hinzu: „Er muss verheirathet sein." Dann kommt das Alter weniger in Betracht, obgleich von manchem alten Ehemann bei seiner jungen schönen Frau ein älterer Geburtshelfer dem jüngern vorgezogen wird. Doch das sind dann Privatansichten, die hier nicht mit in die Wagschale gelegt zu werden brauchen. Dass es übrigens Ausnahmen giebt, auf der einen Seite Geburtshelfer der namhaftesten Art nicht verheirathet waren, auf der andern das Publicum eines solchen doch vernünftig genug war, über die darüber herrschenden Vorurtheile sich hinwegzusetzen, und die Hülfe dieses „Ledigen" dennoch in Anspruch zu nehmen, beweist G. W. Stein d. ält. in Cassel, später in Marburg, welcher nie verheirathet war.

Mit den Eigenschaften eines Geburtshelfers die berühmte Stelle zu vergleichen, in welcher Celsus die Eigenschaften eines Chirurgen hernennt, Buch 7, C. 1, hat mir immer viel Vergnügen gemacht. Nur müssen Sie dabei nicht ausser Augen setzen, dass in der Celsus'schen Stelle der Chirurg „qui solis manibus curat" genannt ist und dass wir daher eben nur den Geburtshelfer „der entbindet" mit jenem Wundarzte vergleichen können.

Vielleicht sind Sie wissbegierig, diese Stelle Ihrem Gedächtniss einmal wieder vorzuführen, ich schreibe sie Ihnen daher zum Schlusse dieses Briefes, den vergleichenden Commentar Ihnen selbst überlassend. „Esse autem Chirurgus debet adolescens, aut certe adolescentiae proprior; manu strenua, stabili, nec unquam intremiscente, eaque non minus sinistra quam dextra promtus, acie oculorum acri, claraque; animo intrepidus, immisericors, sic, ut sanari velit eum, quem accepit, non ut clamore ejus motus, vel magis, quam res desiderat, properet, vel minus, quam necesse est, secet: sed perinde faciat omnia, ac si nullus ex vagitibus alterius affectus oriatur." —

Leben Sie wohl.

SECHZEHNTER BRIEF.

Stellung des Geburtshelfers zu den Hebammen.

Göttingen, 18. September 1861.

Sie wissen, mein verehrter Freund, welcher angenehmen Collegenschaft wir uns zu erfreuen haben, ich meine die Hebammen, unsere geschworenen Feinde, weil sie sich überall, wo wir erscheinen, beeinträchtigt glauben, weil sie durch uns ihren Wirkungskreis eingeschränkt wähnen, weil sie uns so oft Blössen gegeben:

„Dass wir sie schwach geseh'n, verzeih'n sie nie", kurz sie hassen uns, und wir lieben sie nicht. Nichts desto weniger muss aber das Verhältniss des Geburtshelfers zu den Hebammen wenigstens äusserlich ein durchaus anständiges sein: der Berührungspunkte beider sind zu viele, die Hebamme braucht den Geburtshelfer, Letzterer hat wieder die Hebamme nöthig, und so ist es wünschenswerth, dass der geheime Groll zwischen beiden nie zu hellen Flammen emporlodere. Darum aber gehört es ebenfalls zu den Eigenschaften eines guten Geburtshelfers, es zu verstehen, mit diesen Weibern auszukommen, zwischen zwei Extremen der Behandlung derselben die richtige Mitte zu halten, sich selbst nichts zu vergeben, und ihnen zu freundlich entgegenzukommen, aber auch

nicht zu abstossend, zu ernst gegen sie zu verfahren. Es ist nicht zu läugnen, das Geschick des jungen Geburtshelfers, welcher nach absolvirten Universitätsjahren die Erlaubniss der geburtshülflichen Praxis erhalten, hängt gar manchmal von diesen Hebammen ab, in deren Macht es steht, wo es Noth thut, diesen oder jenen Geburtshelfer zu rufen und ihm Gelegenheit zu geben, seine Kunst zu zeigen und dem Publicum dadurch bekannt zu werden. Manchen angehenden Geburtshelfer sah ich in das Haus beschäftigter Hebammen schleichen, um persönlich denselben seine Aufwartung zu machen und sich für vorkommende Fälle zu empfehlen. Auch Geschenke, Porcellain, selbst Silberstücke aller Art und seidene Kleider wurden von solchen praxissüchtigen Jüngern der Lucina den Hebammen ins Haus geschickt, und zuletzt auch gar noch jede zugewiesene Entbindung besonders honorirt.

Was sind die Folgen davon? Die Hebammen rufen ihren Schützling, dieser operirt ohne Noth, stiftet aber wohl dadurch Nachtheil und Schaden an. Da machte es zu der Zeit, als ich noch in Berlin lebte, ein angehender Geburtshelfer doch besser, indem er sich direct empfahl. War schlechtes Wetter, schwollen bei Thauwetter die Rinnsteine, so begab er sich an die schwierigsten Passagen der Strassen, um schwangeren Frauen bei dem Uebertritte behülflich zu sein, die das mit Dank annahmen: er präsentirte sich ihnen als Arzt und Geburtshelfer, fragte wohl, sie begleitend, nach ihren Umständen, und schob ihnen beim Abschied seine Karte, worauf Arzt und Geburtshelfer N. N. und seine Wohnung stand, zu. Rügt nun der ältere Geburtshelfer an seinem jüngern Collegen jenes widerwärtige Bekuren der Hebammen, so erhält er zur Antwort: „Andere machen es eben so, es ist die einzige Art, Praxis zu bekommen.“ Aber, glau-

ben Sie mir, diese Methode, Praxis zu bekommen, rächt sich auch manchmal: der junge Herr Doctor lässt sich verleiten zu operiren, wo das hätte unterbleiben müssen, er legt die Zange zu früh an, verletzt die Mutter, zieht unter gewaltigen Kraftanstrengungen ein todtes Kind hervor, die Mutter stirbt auch noch hinterher und — nun ist es vor der Hand mit der Praxis vorbei, das Publicum verbittet sich einen solchen Helfer.

Aber, fragen Sie, welches ist denn nun die richtige Art für einen angehenden Geburtshelfer, in die Praxis zu gelangen, ohne Austoss zu geben? Das will ich Ihnen sagen und Ihnen dafür mein eigenes Beispiel anführen. Der junge Geburtshelfer thut am besten, an dem Orte, wo er sich niederlässt, sich die Gunst der daselbst lebenden älteren Aerzte, des Physicus u. s. w. zu verschaffen, sich diesen auf das beste zu empfehlen, und ihnen den Wunsch auszudrücken, bei vorkommenden Fällen in den Familien, wo jene Hausärzte sind, als Geburtshelfer eingeführt zu werden, bei Frauenkrankheiten die nöthigen Untersuchungen anzustellen, auf Grund deren dann der Hausarzt seine Behandlung weiter einleiten kann. Gerne wird der ältere Arzt dies Anerbieten annehmen, wenn er nicht selbst im Untersuchen geübt ist und sich bis jetzt auf die Aussagen hinzugezogener Hebammen oder anderer Collegen verlassen hat. Der jüngere Arzt bringt von den Universitäten, von seinen Reisen neue diagnostische Hülfsmittel mit, die er gleich hier verwerthen kann. Tritt dann der jüngere Arzt bescheiden zurück und mischt sich nicht weiter in die Behandlung, diese dem ältern überlassend oder ihm höchstens auf eine feine Weise Winke zu Abänderungen des bisherigen Curverfahrens gebend, so wird ihn der ältere Arzt gerne in seinen Schutz nehmen und ihn üerall empfehlen. So wird dann der

junge Doctor nach und nach mit den Hebammen bekannt, von marktschreierischen Empfehlungen dieser Letzteren ist nicht die Rede, die Sache macht sich von selbst, und das kluge Benehmen des neuen Geburtshelfers der Hebamme gegenüber muss dafür sorgen, dass das eingetretene gute Verhältniss nicht gestört werde. Sind freilich von früher her an solchem Orte bereits Geburtshelfer, so treten wohl mancherlei Hindernisse dem zuletzt Angekommenen in den Weg: es wird an Aerger und Verdruss nicht fehlen: aber Beharrlichkeit und Ausdauer, und vor allen die Conscia mens recti, etwaniges Böses nicht mit Gleichem zu vergelten, führen doch am Ende zum Ziele. Vor allen lasse man bei solchen collegialischen Katzbalgereien, wie sie leider! vorkommen, die Hebammen aus dem Spiele: Mann gegen Mann, aber nichts durch die Schürzen!

Damit glaube ich den besten Weg angedeutet zu haben, wie der junge Geburtshelfer sich sein Loos gründen könne, und wenn ich oben von eigenem Beispiele sprach, so erinnere ich mich jetzt noch mit Vergnügen, dass ich in Berlin nach dem Tode meines Vaters eben diesen Weg einschlug, und bei den damals beschäftigten Aerzten Berlins, meinem theuren Lehrer Horn und dem ehrwürdigen Nestor der Aerzte der Hauptstadt, dem Geheimenrath Heim, eine geneigte Unterstützung fand. Die Erinnerung an diesen letztgenannten, höchst originellen, aber gegen jüngere Aerzte so gütigen und wohlwollenden Mann, wird mir unvergesslich sein: er starb in hohem Alter am 15. September 1834. Seine höchst interessante Biographie von Kessler haben Sie sicher gelesen. Das Zusammensein mit diesem alten erfahrenen Praktiker am Wochen- oder Krankenbette — er liess mich bei kranken Frauen seiner Praxis Operationen verrich-

ten — war stets lehrreich, und ich freuete mich, so oft Gelegenheit war, mit ihm zusammen zu treffen.

Doch von den Hebammen zum alten Heim! Welch' ein Sprung! Aber bei diesen weisen Frauen ist alles möglich, darum verzeihen Sie diese Abschweifung. Nur daran lassen Sie mich erinnern, was ich Ihnen schon früher über die geringe sonstige Bildung dieser Weiber schrieb, worauf sich dann später alle Klagen von Seiten der Geburtshelfer über das Benehmen derselben gründen. Sorge man dafür, dass bessere Individuen zu Hebammen erwählt werden, so wird sich manches ändern. Das Weib ist bis zu einem gewissen Punkte recht wohl fähig, in der sogenannten höhern Geburtshülfe unterrichtet zu werden: das haben einzelne Beispiele gelehrt und meine eigene Familie kann solche aufweisen. Das zeigen die berühmt gewordenen Namen einer Lachapelle und Boivin. Noch vor acht Jahren habe ich hier eine entfernte Verwandte in allen Operationen der Geburtshülfe unterrichtet, sie hat alle meine Vorlesungen, meine Klinik besucht, in letzterer einmal die Zange angelegt, und ist jetzt eine sehr beschäftigte Geburtshelferin in Surinam. Ich sage aber bis zu einem gewissen Punkte: denn was die Verordnung und Anwendung von medicinischen Mitteln bei Krankheiten, dynamischen Störungen der Geburt u. s. w. gilt, da muss das Weib bescheiden in den Hintergrund treten und das Feld dem Manne überlassen, der ein vollständiges Studium der gesammten Medicin gemacht hat, was dem Weibe immer versagt bleiben wird. — Leben Sie wohl.

SIEBENZEHNTER BRIEF.

Krankheiten der Geburtshelfer und Regeln zur Bewahrung ihrer Gesundheit.

Göttingen, 22. September 1861.

Noch einmal lassen Sie mich, verehrtester Freund, zu dem Geburtshelfer zurückkehren, um Ihnen über die Gefahren, die bei der Ausübung seines Faches seiner Gesundheit drohen, über die Maassregeln, die er zu nehmen hat, um sich so lange wie möglich im ungetrübten Genusse seines Wohlbefindens zu erhalten, meine Ansichten und Erfahrungen zu schreiben. Ich glaube nicht, dass auf irgend einen andern ärztlichen Stand so viele widrige Einflüsse einstürmen, als gerade auf den geburtshülflichen: ich habe Ihnen schon früher, als ich von den Eigenschaften eines Geburtshelfers sprach (Brief 15), Einiges darüber geschrieben, worauf ich hier verweise. Anstrengungen des Körpers bei der grossen Kraftentwickelung, die nicht selten bei Entbindungen nothwendig ist, entzogene Nachtruhe, ermüdende Reisen, Erkältungen, im Winter in den heissen Stuben der Armen — glauben Sie mir, die Stubenhitze kann man als Thermometer der Bildung nehmen, je ungebildeter der Mensch, desto heissere Oefen bedarf er — alles dies auf der einen

Seite: auf der andern physische Eindrücke — Sorgen bei schweren Geburtsfällen, bei gefährlichen Erkrankungen der Wöchnerinnen sind hier vor allen zu nennen — welche ihren Einfluss auf die Gesundheit des Geburtshelfers geltend machen. Dazu der nicht seltene Undank des Publikums, welches zwanzig glücklich beendigte Fälle des Geburtshelfers vergisst und sich nur an den neuesten unglücklich abgelaufenen hält und danach den Geburtshelfer verdammt; dazu die Verläumdungen der Collegen, und gerade oft derjenigen, die von dem ganzen Fache nichts verstehen. Das alles sind Dinge, liebster Freund, die gerade nicht für die Annehmlichkeit des Faches sprechen, vergleichen wir dasselbe mit den beiden anderen Zweigen der praktischen Heilkunde. Diese beiden haben noch das für sich, dass sie es stets mit Krankheiten, also mit einem von der Norm abweichenden Zustande zu thun haben. Dem Geburtshelfer aber liegt eine natürliche Function zur Behandlung vor, welche in der Regel glücklich endigt, was den Laien die tägliche Erfahrung lehrt. Die vorhandenen Abnormitäten, das Gefährliche derselben kann der Laie unmöglich einsehen, er ist daher nur zu geneigt, dem Geburtshelfer, der seiner Meinung nach Hülfe schaffen musste, das erlittene Unglück zuzuschreiben, worin er denn leider nicht selten von missgünstigen Collegen unterstützt wird. Dass der Kranke, dass der schwer Verletzte stirbt, das leuchtet Jedem ein; dass aber eine Gebärende, eine Wöchnerin vom unerbittlichen Tode abgefordert wird, das kann der Laie nicht recht begreifen und sucht daher die Gründe ganz wo anders, als in dem dem Tode vorausgegangenen Zustande und seinen Folgen, wodurch dem Geburtshelfer bittere Stunden bereitet werden können.

Diese Schilderungen mögen genügen, Ihnen die

Richtigkeit des oben aufgestellten Satzes zu beweisen, kein ärztlicher Stand führe solche die Gesundheit bedrohende Einflüsse mit sich als der geburtshülfliche.

Der Geburtshelfer ist es daher sich und seinen Angehörigen schuldig, für die Erhaltung seiner Gesundheit Sorge zu tragen: ich empfehle ihm daher vor Allem eine streng geregelte Lebensweise. verbunden mit der grössten Mässigkeit in allen das Leben aufreibenden Genüssen. Er gewöhne sich daran. früh zu Bette zu gehen: denn die Erfahrung hat es erwiesen. dass die meisten Geburten in die Nächte fallen, und wohl dem Geburtshelfer, wenn er in der Nacht gerufen ein paar Stunden bereits geschlafen hat: er stehe lieber dafür früher auf. Er verweichliche seinen Körper nicht, aber — er biete ihm auch nicht zu viel, auf die Fülle der Gesundheit in seinen früheren Jahren vertrauend. Ich habe die kräftigsten Naturen den Mühseligkeiten der geburtshülflichen Praxis erliegen gesehen und kann mich leider! selbst als trauriges Beispiel anführen. mich in meinen jüngeren Jahren nicht genug vor Erkältungen in meinen Berufsgeschäften gehütet zu haben, oft zu leicht und nicht der Jahreszeit gemäss bekleidet gewesen zu sein. indem ich ebenfalls auf meinen durch und durch gesunden Körper pochte. Jetzt im sechszigsten Jahre fühle ich meine Gesundheit gebrochen, und ich kann Jedem als ein warnendes Beispiel dienen, wohin die Nichtbeachtung derjenigen Regeln. die sich auf die Verhütung von Erkältung und der darauf folgenden Leiden, als Rheumatismus und Arthritis. die eigentlichen Geburtshelfer-Krankheiten. beziehen, führen kann. Uebrigens könnten mich vielleicht diese Leiden auch getroffen haben, hätte ich mich noch so sehr in Acht genommen: denn es ist doch wohl etwas mehr als Zufall, dass die drei Directoren der Göt-

tinger Gebäranstalt. Osiander, Mende und meine Wenigkeit alle von der Gicht heimgesucht wurden, was sich aus der zugigen Bauart im Innern des sonst stattlichen Gebäudes wohl erklären lassen kann. Ich gebe ferner dem Geburtshelfer den Rath, sich ein heiteres Gemüth zu bewahren, mit seinen ernsten Beschäftigungen angenehme Genüsse des Lebens abwechseln zu lassen, sich zu erlaben an den Erzeugnissen der neuesten schönen Literatur, Theil zu nehmen an musikalischen Genüssen, und fände er diese nur in einem Concert de famille oder auf seinem eigenen Instrumente; den Producten der schönen und bildenden Künste, den Gemälden, Kupferstichen, Sculpturen, wo Gelegenheit dazu, die vollste Aufmerksamkeit zu schenken; sich von Zeit zu Zeit, besonders in späteren Jahren loszumachen, Naturschönheiten auf Reisen, fremde Städte und Länder, andere Leute u. s. w. zu sehen, und dann an Leib und Seele gestärkt mit erneuerter Lust und Liebe wieder seinen Berufsgeschäften sich zuzuwenden. Dabei sprechen freilich die Verhältnisse mit: nun, wer keine grössere Reisen zu unternehmen im Stande ist, der begnüge sich mit kleinen Ausflügen, wenn nur der Zweck erreicht wird, einmal auszuspannen.

„Da hat mir mein alter Freund einmal wieder recht hübsche Ideen geschrieben, die aber in der Wirklichkeit nicht so leicht oder gar nicht ausgeführt werden können.“ So werden Sie ausrufen, wenn Sie meine letzten Zeilen gelesen haben. Ja Sie fügen vielleicht noch hinzu: „Daran erkenne ich meinen Freund, den Professor auf einer Hochschule, dem grosse und kleine Ferien zu Gebote stehen, seine Reiselust zu befriedigen, und der nun meint, das ginge bei anderen Leuten eben so!“ Alle Einwürfe, die Sie mir gegen diesen meinen Rath, viel-

beschäftigte Geburtshelfer möchten auf Reisen Erholung und Zerstreung von ihrem beschwerlichen Berufe suchen, machen können, weiss ich wohl zu würdigen: lesen Sie die betreffenden Zeilen recht aufmerksam, so habe ich selbst schon darauf hingedeutet, dass solcher Rath leichter zu geben als immer durchzuführen sei. Allein Manches scheint auch unmöglicher, als es in der Wirklichkeit ist, und so wollen wir es den Einzelnen überlassen, ob sie sich auf einige Zeit losmachen und auf Reisen gehen können, die heutigen Tags durch die Eisenbahnen bei weitem nicht mehr das Beschwerliche und Kostspielige haben, wie die Reisen in früheren Zeiten.

Was ich Ihnen bis jetzt von den Leiden und Gefahren, welche dem Geburtshelfer bei der Ausübung seines Berufes drohen, geschrieben, bezieht sich auf allgemeine Krankheiten, unter denen Rheumatismus und Gicht die vorzüglichsten sind. Nun unterliegt aber auch die Hand des Geburtshelfers in einzelnen Fällen der Gefahr der topischen Ansteckung und der von da sich weiter erstreckenden Verbreitung derselben. Ich habe Geburtshelfer gekannt, unter diesen zwei Lehrer, welche bei der Ausübung ihres Berufes so angesteckt wurden, dass sie Angina syphilitica bekamen, wodurch Gaumen und Nasenbein bedroht oder wirklich zerstört wurden. Ich habe selbst ein paar meiner Hebammenschülerinnen Atteste nach Hause senden müssen, nachdem sie bald nach ihrer Ankunft in der Heimath von Syphilis ergriffen wurden, dass sie während ihres hiesigen Aufenthalts notorisch Syphilitische in Behandlung bekommen hatten, wie dies die Journale der Anstalt auswiesen. Wie aber nun solche Unfälle vermeiden? Sobald der Geburtshelfer eine völlig unverletzte Haut an seiner Hand oder an seinen Fingern hat, kann er ganz unverzagt die Unter-

suchung und Entbindung solcher unglücklicher Geschöpfe. die mit der Syphilis behaftet sind. vornehmen. Aber der geringste Nadel- oder Federmesserstich, jede sonstige Ritze u. dgl. machen ihn für die Aufnahme des Giftes empfänglich. Er beaufsichtige daher seine Finger im höchsten Grade. fette oder öle aber selbst die gesunden Hände. hat er es mit einer Syphilitischen zu thun, auf das Aeusserste ein, wozu er sich des Baumöls, des Talgs bedienen kann. Muss die Zange gebraucht werden, so können Handschuhe. am besten von Leinwand. angezogen werden. die noch dazu tüchtig eingeölt sein müssen: Andere empfehlen in warmem Wasser erweichte dünne Rindsblasen: eben so bei Extractionen an den Füssen; dagegen sind bei Wendungen die Handschuhe kaum zu gebrauchen. Oelinjectionen in die Scheide mindern theils die Schmerzhaftigkeit bei dem Durchtritte des Kopfes. theils ebenfalls die Gefahr der Ansteckung. Ist Alles beendigt. dann die bestmöglichste Reinigung und Waschung der Hände mit Weinessig, kaustischem Salmiakgeiste. Chlorkalk: fürchtet man dennoch an einer Stelle, die man erst nachträglich entdeckt. Infection. dann auf der Stelle Höllenstein. so wie man auch schon vorher solche Stellen mit Höllenstein betupfen muss. wenn man nicht lieber seines eigenen Besten wegen von der Entbindung ganz abstehen will, um sie anderen Händen zu überlassen. Ich für meinen Theil habe mehrere Male Syphilitische, die es in hohem Grade waren. durch Wendung, Extraction an den Füssen oder Zange entbunden. bei obigen Vorsichtsmaassregeln aber nie etwas davon getragen. Da ich es mir zum Grundsatz gemacht. bei syphilitischen Gebärenden den Kopf des Kindes. sobald er anfängt. mit dem Gesichte mit den afficirten Stellen in Berührung zu kommen, rasch mit der Zange durch-

zuführen, um die so unangenehme Ophthalmia neonat. syphilitica zu verhüten, so sind solche Operationen bei uns nicht ganz selten, da Göttingen und die Umgegend nicht gerade arm an syphilitischen Schwangeren ist: ich habe aber weder bei mir, wie ich schon anführte, noch bei meinen Schülern, welchen ich Operationen überliess, üble Folgen gesehen.

Und wenn denn doch einmal, um wieder auf die von mir empfohlenen Reisen zurückzukommen, von idealistischen Rathschlägen die Rede sein soll, so will ich noch einen hinzufügen, der gewiss in seiner Ausführung für Person und Sache sehr erspriesslich wäre: es müsste sich jeder Geburtshelfer mit dem sechszigsten Jahre in Ruhestand versetzen können, sobald er Abnahme seiner Kräfte, beginnende Gesundheitsstörungen u. s. w. an sich merkte. Aber, aber! Glauben Sie, dass dies häufig vorkommen wird, zumal wenn, um mich so auszudrücken, das Geschäft noch geht? Anders, wenn das Publikum den Arzt oder Geburtshelfer selbst in Ruhestand versetzt; aber wie viele werden es freiwillig thun, wenn es auch ihre sonstigen Verhältnisse erlaubten? Bitte, theuerster Freund, lesen Sie dazu die erste Satire des ersten Buches unseres Horaz: Sie haben ihn ja beständig auf Ihrem Studirtische liegen, und ziehen Sie die Moral daraus.

Leben Sie wohl.

ACHTZEHNTER BRIEF.

Heutiger Standpunkt der geburtshülflichen Wissenschaft, wie sie ihn errungen. Ihr Einfluss auf andere Zweige der Medicin, namentlich auf das Gebiet der Frauenkrankheiten und auf die gerichtliche Medicin.

Göttingen, 24. September 1861.

„Sit sua laus medicinae, sit chirurgiae honos. obstetriciae tamen nomen haud obscurum manet. Marito dulcem reddit conjugem. proli matrem. matri laborum mercedem, universae familiae solamen."

So sprach einst der treffliche Roederer in seiner Antrittsrede „de artis obstetriciae praestantia. quae omnino eruditum decet, quin imo requirit" zu Göttingen am 18. December 1751 gehalten, seit welcher Zeit mehr wie 100 Jahre verstrichen sind. Indem ich diese Worte an die Spitze meines heutigen Briefes an Sie stelle, ahme ich hierin einem Prediger nach, der den Text, worüber er seine Predigt halten will, vorausgehen lässt; jedoch verwahre ich mich, nur hierin allein sollen Sie den angeführten Vergleich finden können: der Text ist da, aber die Predigt wird nicht folgen, statt dieser dagegen ein freundschaftlicher Brief, wie wir solche gegenseitig von einander gewohnt sind.

Was sagen Sie aber zu den herrlichen Worten, wel-

che Sie oben im Eingange meines Briefes lesen? Kann man den praktischen Werth der Geburtshülfe in präciserer Weise ausdrücken, ihren Zweck besser bezeichnen? Und das schrieb Roederer zu einer Zeit, als sich die Geburtshülfe kaum von den drückenden Fesseln der Chirurgie losgemacht und sich als eigene Wissenschaft hingestellt hatte, mit festen bestimmten Worten ausdrückend, die Geburtshülfe ruht auf eigenen Füssen gegenüber der Medicin und Chirurgie, als der eigentliche dritte Theil der ganzen praktischen Heilkunde. Daher ist es in Göttingen eine alte, freilich erst lange nach Roederer eingeführte, aber löbliche Sitte, unseren Doctoren auf ihren Diplomen die dreifache Würde zuzuerkennen: wir ernennen sie zu „Doctores medicinae, chirurgiae artisque obstetriciae“, wodurch jene drei Fächer, wie sie schon Roederer bestimmt hat, vollkommen anerkannt sind. Den hohen Werth und die Vorzüge der Geburtshülfe bezeichnet Roederer noch dadurch, dass er als Geburtshelfer nur einen „Eruditum“ verlangt. Er sah ein, dass bei den Fortschritten, welche die Geburtshülfe gemacht und noch ferner machen musste, von einer blossen mechanischen Behandlung, einer „Embryulcie“, welche jeder handfertige Chirurg ausüben könne, nicht allein mehr die Rede sein konnte: sie musste auf einen höhern wissenschaftlichen Standpunkt erhoben werden und darum bedurfte sie eines „Eruditus“, d. h. eines gebildeten Arztes, der seine übrigen Kenntnisse, die anatomisch-physiologischen, die therapeutischen und chirurgischen auf die Geburtshülfe übertragen musste, um dieser den Standpunkt unter den medicinischen Wissenschaften, den sie verdiente, zu sichern. Eine Bedingung, die Errichtung von Gebäranstalten, behufs des gründlichen Studiums des Faches, sah Roederer auf

der Hochschule, welcher er angehörte, durch seinen Gönner Albrecht von Haller und den um Göttingens Blüthe so hoch verdienten Curator Gerhard von Münchhausen erfüllt: die zweite Bedingung, eines tüchtigen Lehrers in dieser Anstalt, eines „Eruditus", erfüllte er selbst, wollte aber, wie wir aus seiner Antrittsrede ersehen, dass überall die Ausübung der Geburtshülfe nur in die Hände solcher gebildeter und wohlunterrichteter Aerzte gelegt werde. Und was Roederer vor 100 Jahren gewünscht, was er als die einzigen Beförderungsmittel der Geburtshülfe angesehen, das ist jetzt längst in Erfüllung gegangen: den wohleingerichteten Gebäranstalten auf den Hochschulen stehen überall gebildete Aerzte vor, sie sorgen, dass zum Nutzen und zur Wohlfahrt des hülfebedürftigen Publikums die Ausübung des Faches wieder nur von gebildeten Aerzten getrieben wird; der Staat hat eigene Prüfungen angeordnet und giebt nur dem Würdigen Erlaubniss, Geburtshülfe auszuüben: ich sollte demnach denken, dass Roederer, wäre es ihm jetzt gestattet, sich über den heutigen Zustand der Geburtshülfe und über unsere jetzt bestehenden Einrichtungen zu unterrichten, ganz zufrieden sein würde. Manches bleibt zwar noch zu thun übrig — und dazu rechne ich vor allen die innere noch weiter gehende Möglichkeit, das Hebammenwesen zu verbessern: — aber wo ist hienieden etwas durchaus Vollendetes zu finden, das weiter keiner Bearbeitung, keiner fortgesetzten Erforschung bedürfe, und wo nicht ein eingetretener Stillstand bereits wieder den begonnenen Rückschritt bezeichnete? Wir werden nie fertig werden, also vorwärts! und wie uns der Dichter zuruft:

„Stets geforscht und stets gegründet,
Nie geschlossen, oft gerundet,

Aeltestes bewahrt mit Treue,
Freundlich aufgefasst das Neue,
Heitern Sinn und reine Zwecke,
Nun! man kommt wohl eine Strecke!"

Wenn ich Ihnen die Geburtshülfe bis jetzt in ihrem innern Kreise geschildert, wenn ich Ihnen nachgewiesen habe, wie die Entfaltung, die Fortschritte derselben ihren eigenen Zwecken gedient und diesen sehr förderlich und heilsam geworden sind: so muss ich doch auch nicht unberührt lassen, wie die geburtshülfliche Wissenschaft auch auf die Vervollkommnung und Ausbildung anderer Fächer wohlthätig eingewirkt hat. Das ist ja eben das Schöne und Herrliche unserer medicinischen Wissenschaften, dass sie alle ein gemeinsames Band umschlingt, dass sie in einer innigen Wechselverbindung stehen, und dass das Licht, welches die Eine erleuchtet, mit seinen Strahlen auch auf die anderen wohlthätig und heilbringend einwirkt. Ich will hier nicht von dem Einflusse praktischer Beobachtungen in der Geburtshülfe auf einzelne anatomische und physiologische Lehren sprechen: denken Sie daran, welche Aufklärung über Form und Structur des Uterus der ganze Hergang der Geburt geben kann, und wie dann von Anatomen, von Histologen diese Lehren mit Nutzen weiter verarbeitet werden können; denken Sie daran, wie die genaue Beobachtung der Geburtsthätigkeit dem Neurologen über die Nerven des Uterus und über ihre Wirksamkeit belehrende Thatsachen zuzuwenden im Stande ist u. s. w. Ich bin weit entfernt, dies mit einem gewissen Stolz hier anzuführen: ich möchte viel eher das Gefühl der Wiedervergeltung oder des Dankes vorwalten lassen, denn mehr noch, als die Geburtshülfe wieder erstatten kann, hat sie von der Anatomie und Physiologie gelernt. Was diese Wissen-

schaften auf Geburtshülfe bezügliches Neues lehren, das müssen wir von unserm Standpunkte aus prüfen und aufnehmen, sobald auch wir die Wahrheit des Neuen erkennen und einsehen, dass es einflussreich auf unsere Wissenschaft werden wird. Aber, wie schon gesagt, von dem wechselseitigen Einfluss bei solchen einzelnen Lehren, wie sie Anatomie und Physiologie bietet, will ich hier nicht sprechen.

Dagegen sind es zwei andere Fächer der Heilkunde, auf welche der Einfluss der Geburtshülfe ein viel ausgebreiteter ist, nämlich die Frauenkrankheiten und die gerichtliche Medicin. Die ersten, in ihrer wissenschaftlichen wie praktischen Bedeutung gehen mit der Geburtshülfe gewisser Maassen Hand in Hand; schon die äusseren Verhältnisse führen eine solche Vereinigung herbei: die kranke Frau vertraut sich gern dem Manne an, von welchem sie voraussetzt, dass er vermöge seiner Beschäftigung mit Geburtshülfe doch mit Allem am besten vertraut sei, worüber sie Klage führen muss, sie erkennt selbst, dass die jetzige Krankheit, das gegenwärtige Leiden seit ihrer letzten Niederkunft bestehe, mit dieser also zusammenhängen müsse, und wendet sich daher an einen Geburtshelfer, voraussetzend, dass dieser jenen Zusammenhang am besten erkenne, und somit die richtige Behandlung am zweckmässigsten einleiten werde; ja die kranke Frau weiss, dass wieder der Geburtshelfer darin gewandter sein werde, als der gewöhnliche praktische Arzt. Dazu kommt ferner, dass das hauptsächlichste diagnostische Mittel für die grösste Zahl der Frauenkrankheiten die Exploration, wie sie von Geburtshelfern angestellt wird, bildet, und dass gerade dazu eine recht gute Uebung gehört, wie sie ebenfalls nur der Geburtshelfer haben kann. Endlich, und das giebt den inneren Grund der

Verbindung ab, wird der Geburtshelfer von selbst darauf hingewiesen, sich auch um das kranke Weib zu bekümmern; so viele Abnormitäten in der Form, im Bau, so viele organische Veränderungen und krankhafte Zustände der bei Schwangerschaft und Geburt interessirten Theile kommen dem Geburtshelfer während der Ausübung seines Faches als geburtserschwerend, als gefahrdrohend vor, so dass er allen diesen fehlerhaften Zuständen, sind sie schon vor der Schwangerschaft und Geburt vorhanden, sein regstes Studium zu Theil werden lässt und sich auf diese Weise zum Frauenarzte bildet. Geburtshülfe und Gynaekopathologie bieten sich demnach wechselseitig die Hände: mit der Vervollkommnung der ersten Wissenschaft hat auch die zweite gewonnen, wie uns die Geschichte so leicht nachweisen kann. Die Lehre der Frauenkrankheiten hat sich mit der Geburtshülfe zugleich herausgebildet: in früherer Zeit, wo die Geburtshülfe noch nicht als freie, unabhängige Wissenschaft sich erheben konnte, hatten die praktischen Aerzte sich des Gebietes der Frauenkrankheiten bemächtigt, und wir finden dieselben in ihren grossen systematischen Werken mit abgehandelt; später sehen wir Geburtshelfer als Frauenärzte auftreten, die anderen Aerzte räumten ihnen gerne das Feld und überliessen es jenen geeigneteren Händen. Somit bilden Geburtshülfe und Frauenkrankheiten zwei genau mit einander zusammenhängende Doctrinen; die Fortschritte der einen haben auf die anderen den entschiedensten Einfluss: Verbesserungen der einzelnen Behandlungsweisen, Fortschritte im ganzen Felde der Frauenkrankheiten sind jetzt nur von Geburtshelfern zu erwarten, so wie wir auch nur diese mit den schriftlichen Arbeiten über Gynaekopathologie beschäftigt finden.

ihnen auch die in grösseren Hospitälern eingerichteten Clinica für Frauenkrankheiten übertragen sehen.

Somit habe ich Ihnen ein Fach vorgeführt, welches in seiner ganzen Ausdehnung mit der Geburthülfe im innigsten Zusammenhange steht

Dieselbe Verbindung zeigt sich zwischen einem andern Fache, wenn auch nicht in einer solchen Ausdehnung, wie bei dem vorigen, sondern nur in einzelnen Lehren, dafür auch um so inniger und fester, ich meine die gerichtliche Medicin. Es ist Ihnen bekannt, dass diese Abtheilung des medicinischen Wissens keine eigene ist, sondern dass fast alle Zweige der Medicin ihre Früchte jener Wissenschaft darbieten, um sie in den Stand zu setzen, der Rechtspflege den Aufschluss, welchen sie nur von der Medicin erhalten kann, zu geben. Je nachdem der Fall für die Rechtspflege aus diesem oder jenem Capitel der Medicin erörtert werden kann, wird er der gerichtlichen Chemie, der gerichtlichen Chirurgie, Psychologie u. s. w. und eben so der gerichtlichen Geburtshülfe überwiesen. Wenn ich auch einer solchen Eintheilung der gesammten gerichtlichen Medicin das Wort nicht reden will, so behandelt dieselbe doch den Inhalt jener Doctrin, und giebt an, welchen Fächern der Medicin die einzelnen Capitel entlehnt seien. Und so sind alle Lehren, welche die gerichtliche Medicin hinsichtlich der Schwangerschaft und Geburt vorzutragen hat, direct aus der geburtshülflichen Wissenschaft entnommen: ja so oft diese etwas ändert, Neues hinzufügt, was Aelteres verwerfen lässt, so muss dies in die gerichtliche Medicin übergehen, so dass diese als eine sich stets verjüngende Wissenschaft angesehen werden kann.

Und von einer solchen Wissenschaft, die in ihrem eigenen Kreise Grosses leistet, die mit den anderen me-

dicinischen Wissenschaften in innigem Verkehre und in fortwährender Wechselwirkung steht, sollte man mit Röderer nicht sagen können: „Obstetriciae nomen haud obscurum manet?" Lassen Sie uns, mein verehrter Freund, dieselbe nicht überschätzen: aber lassen Sie uns auch nicht dulden, dass etwa andere Aerzte auf sie verächtlich und geringschätzend herabblicken, wie es wohl noch hie und da der Fall ist. Wir arbeiten Alle an dem gemeinsamen Aufbau der Wissenschaft; und wenn einmal die eine Seite des Baues höher gebracht ist, als die andere, so ändert sich das schon wieder: die zurückgebliebene kommt auch schon wieder nach und erreicht die gleiche Höhe. – Leben Sie wohl.

NEUNZEHNTER BRIEF.

Psychologische Studien des Weibes. — Bestimmung des Weibes. — Seine intellectuellen Kräfte stehen unter denen des Mannes. — Keine gelehrte Weiber. — Phantasie. — Beobachtungstalent. — Scharfsinn. — Eigenschaften des Gemüths. — Bedürfniss nach Liebe und Gegenliebe. — Quelle der schönsten Seiten des Weibes, wo es wahre Liebe findet: aufopfernde Gatten- und hingebendste Kindesliebe.

Göttingen, 28. September 1861.

Sie haben mich, mein liebster Freund, in Ihrem letzten Briefe gebeten, sich auf mein Schreiben beziehend, in welchem ich dem Geburtshelfer dringend empfehle, die Frauen von psychologischer Seite recht genau kennen zu lernen, Ihnen doch mehr über diesen Punkt zu schreiben, ja selbst eine Charakteristik des psychischen Lebens des Weibes nach meiner Erfahrung zu entwerfen: ich will es versuchen, und Ihnen wenigstens einige Andeutungen geben, welche zum Verständniss der weiblichen Tugenden sowohl als ihrer Schwächen und Fehler dienen können. Mehr aber erwarten Sie in dem Folgenden nicht: denn dieser Gegenstand lässt sich nicht, soll er erschöpfend sein, in die leichte Briefform bringen, und eben so dürften Sie, wollte ich mehr als Andeutungen schreiben, noch sehr lange auf Antwort warten. Nehmen Sie also mit meinen aphoristischen Bemerkungen vorlieb

und — studiren Sie die Frauen selber; das wird für Sie nützlicher sein; denn hier muss jeder mit seinen eigenen, nicht mit fremden Augen schauen. Was ich indessen mit den meinigen gesehen, will ich Ihnen, da Sie es verlangen, gerne mittheilen.

Um den psychischen Standpunkt, auf welchem das Weib steht, richtig aufzufassen, muss man sich die Bestimmung des Weibes recht klar machen: die Natur hat das weibliche Geschlecht zum Empfangen, zur Fortbildung der Frucht, zum Gebären und zur weiteren Ernährung der Frucht bestimmt. Der Fortpflanzung und Erhaltung des Menschengeschlechts ist daher das Dasein des Weibes gewidmet: darauf weist der Bau des ganzen weiblichen Organismus hin, darauf bezieht sich das Vorwaltende, was wir im ausgebildeten Genitalsysteme des Weibes beobachten, welches beständig das Weib an die Forderungen der Natur mahnt, — denken Sie an die monatlich wiederkehrenden Regeln, welche auf das innigste mit der Bestimmung des Weibes zusammenhängen: „Propter solum uterum mulier est id quod est;“ sagt van Helmont: wir aber verwandeln mit Chéreau und Virchow den Uterus in das Ovarium. Der Uterus, als ein Theil der Geschlechtswege, des Leitungsapparates ist eben nur ein Organ secundärer Bedeutung. Enge Grenzen hat daher die Natur der Frau angewiesen: ihr gehört das Haus, dem Manne die Welt. Hier regiert dieser und waltet: ist sie aus ihren Fugen getreten, so sucht er sie wieder einzurichten, er ordnet den Staat, giebt ihm Gesetze, sorgt für das Wohl seiner Mitbürger, sucht ihren Geist zu bilden; er bebaut den Boden und gewinnt ihm im Schweisse seines Angesichts die zum Leben nothwendigen Producte ab, er tödtet die Thiere des Waldes, er führt Kriege, er macht Revolutionen und

bekämpft sie wieder, er bezwingt Städte, unterwirft Länder, macht neue Königreiche, und — sorgt dann gelegentlich nebenbei, dass sein Geschlecht nicht aussterbe, damit dem Nachkommen auch etwas zu thun übrig bleibe. Zu allen Dem ist das weibliche Geschlecht nicht geschaffen: die Natur hat ihm Kraft und Stärke versagt: nie ist der Krieg Beschäftigung der Weiber gewesen, nur die Fabel weiss von Amazonen. Eine Armee von Weibern! Bedenken Sie dies, und fragen Sie sich, ob Sie General eines solchen Heers sein möchten, in welchem jedes Mitglied, alle anderen Zufälligkeiten nicht mitgerechnet, bestimmt monatlich einmal krank sein wird!

Kraft und Stärke des Körpers hat demnach die Natur dem Weibe nicht gegeben: statt dessen musste es sich mit der Schönheit begnügen, wie der heitere Sänger Griechenlands singt, mit dieser soll es siegen und die Kraft des Mannes bewältigen. Der Wirkungskreis des Weibes ist daher beschränkt, nur auf den Einzelnen gerichtet, und diesem gemäss sind auch die Geistesfähigkeiten der Frauen gebildet, ist der weibliche Charakter geschaffen.

Jene, die intellectuellen Kräfte des Weibes, kommen denen des Mannes nicht gleich. Es fehlt dem Weibe an hoher Genialität, an durchdringender Geisteskraft, an umfassendem Blicke. Es fehlt ihnen eigene Schöpfungskraft: daher sind weibliche Schriftstellerinnen so selten, und wo sie ausnahmsweise auftreten, machen sie einen unangenehmen Eindruck. Das Weib, welches sich mit der Schriftstellerei abgiebt, tritt aus seinem Wirkungskreise heraus: den Geistesproducten klebt immer der weibliche Charakter an, eigentliche Bereicherungen der Literatur hat die Welt durch solche gelehrte Damen nicht erhalten, allenfalls lässt man noch das Gedicht,

den Roman gelten, wo sie sich aber auch besser ausnehmen, wenn sie ihn selber spielen; aber weiter sollten sie sich nicht versteigen, am wenigsten in das eigentliche wissenschaftliche Fach. Kochbücher mögen sie schreiben, das ist ein Gebiet, welches ihnen gerne überlassen bleibt: im Uebrigen aber schweigen, und jeder Blaustrumpf sollte sich des Sophokles Rath, Aias 293, gesagt sein lassen:

„Γύναι, γυναιξὶ κόσμον ἡ σιγὴ φέρει."

Finden wir bei den Frauen die eigentliche Intelligenz, den Verstand weniger ausgebildet, als beim Manne, so ist dagegen die Phantasie des Weibes viel erhöhter und beweglicher. Dadurch erscheint der Geist des Weibes so lebhaft, für uns Männer oft so anziehend, so dass sich mit dieser Angel mancher Mann fangen lässt. Diese lebhaftere Phantasie scheint der Ersatz des auf niederer Stufe stehenden Verstandes zu sein, wohl gezügelt kann sie viel zum Glück und zur Zufriedenheit des Weibes beitragen: sie verarbeitet alles Schöne, alle wohlthuenden Eindrücke der Aussenwelt auf eine, wenn ich so sagen darf, idealisirende Weise, erhöht sich daher den Genuss und lässt einen lange währenden Eindruck zurück. Ungezügelt dagegen kann diese Eigenschaft die Quelle der unsäglichsten Irrthümer werden: sie erzeugt Krankheiten mancher Art, besonders psychische Leiden, und hat nicht selten in das Irrenhaus geführt. Mit dieser erhöhten Phantasie hängt die grosse Gewandtheit der Frauen, die Geistesgegenwart, der muntere Witz, ja der Wortreichthum zusammen, der ihnen auch freilich oft zur Unzeit zu Gebote steht.

Die Frauen besitzen ferner ein grosses Talent zur Beobachtung, jedoch nur in solchen Dingen, welche sie zunächst angehen: die unbedeutendsten Kleinigkeiten

fassen sie auf, sobald sie ihre Männer oder Geliebten, ihre Mitschwestern, den Putz und Anzug, oder sonst eine weibliche Angelegenheit betreffen. Schon bei dem alten Dichter Juvenal, welcher in seiner bekannten sechsten Satire die Frauen so vortrefflich geschildert hat, finden Sie über die unausgesetzte Controle, unter welcher der Geliebte, der Ehemann sich stets befindet, die bitterste Klage geführt: die Alles durchschauenden Späheraugen der Frau haben schon zu Juvenal's Zeit häusliches Unglück und ehelichen Zwiespalt genug gestiftet, und dass es heutigen Tags nicht viel besser geworden, dass den Frauen die angeborene Beobachtungsgabe unverkürzt geblieben und dass sie diese recht gehörig ausbeuten und verwerthen, können Sie mir auf mein Wort glauben.

Worin im Alterthume das Surrogat des modernen Mocca-Getränkes bestanden, unter dessen Düften heutigen Tags die Frauen einander die Resultate ihrer Beobachtungen mittheilen und dabei nur die verschonen, die gerade anwesend sind: darüber ist uns bei den Alten nichts aufbewahrt. Das Heer von Sclavinnen und Dienerinnen aller Art, mit welchem sich die vornehme Römerin umgab, und welches um die Zeit der Toilette in Massen sich der Gebieterin näherte, wie Sie auch aus Juvenal ersehen können, ersetzte einiger Maassen die bei uns so beliebten Café's: während die Herrin angekleidet, frisirt, restaurirt, bemalt, übertüncht wurde, da mochte man wohl, um die Zeit zu verkürzen, zu derselben Unterhaltung seine Zuflucht nehmen, wie sie heutigen Tags bei Café und Kuchen, oder Thee und Butterbrod gepflogen wird.

Endlich besitzen die Frauen, um noch eine intellectuelle Eigenschaft zu nennen, Scharfsinn: jedoch ziehen sie sehr häufig falsche Schlüsse, sind einseitig und können schwer vom Gegentheil dessen, was sich einmal bei

ihnen festgesetzt hat, überzeugt werden, wenn es auch noch so falsch ist. Sie hängen fest an ihren ersten Ideen, die sie einmal in sich aufgenommen haben, daher Schiller:

„Seid ihr nicht wie die Weiber, die beständig
Zurück nur kommen auf ihr erstes Wort,
Wenn man Vernunft gesprochen Stundenlang!"

Sie sehen, mein theurer Freund, dass die intellectuellen Kräfte des Weibes die des Mannes nicht übertreffen, ja kaum gleich mit den letzteren stehen: Ausnahmen giebt es schon, indessen sind das gerade nicht die schönsten Exemplare des Weibes, und ich glaube nicht, dass es viele Männer giebt, die auf die Dauer an solchen grundgescheuten Frauen Freude haben werden.

Eine zweite Reihe von charakteristischen Eigenschaften des Weibes entspringt aus der eigenthümlichen Verfassung seines Gemüthes und den damit innig zusammenhängenden Leidenschaften.

Ein Hauptgrundzug im weiblichen Charakter, ja der durch das ganze Leben des Weibes durchgeht, der ihm vermöge seiner Bestimmung von der Natur tief eingepflanzt ist, ist das Bedürfniss nach Liebe und Gegenliebe. Schon am kleinen Mädchen beobachten wir diesen Zug, gewiss hier schon als Folge feinerer Organisation. Es schmiegt sich das kleine Mädchen mit der grössten Hingebung an seine Eltern, Brüder, ja an seine nächste Umgebung an und fühlt sich glücklich, wird ihm diese Liebe erwiedert. Anders ist das beim Knaben, welcher, etwa zurückgestossen, da nur Trotz und Eigensinn entwickelt, wo das Mädchen Betrübniss und Thränen zeigt. Noch mehr zeigt sich dieser Liebestrieb bei den Mädchen, welche dem sogenannten jungfräulichen Alter, oder, um es noch näher zu bezeichnen, der Pubertät nahe stehen:

ich muss Sie aber bitten, den Ausdruck Liebe hier in seiner alleredelsten Bedeutung zu nehmen. Mit welcher Dankbarkeit nimmt ein solches Wesen die Erwiderung dieser Zuneigung auf, und wie glücklich fühlt es sich, wenn es Berücksichtigung findet. Dieser Trieb entwickelt sich freilich in seiner ganzen Energie und erreicht seinen höchsten Grad mit der eintretenden Geschlechtsreife, wo ihn dann freilich das angeborene Gefühl der Scham, Bildung und Erziehung zügeln und in die gehörigen Schranken verweisen muss. Er besteht aber fort und wir bezeichnen ihn mit dem Namen Geschlechtstrieb, der so gut über den Mann, wie über das Weib seine starke Herrschaft ausübt. Es ist nun diesem Geschlechtstriebe viel Böses nachgesagt worden, so dass man sich genöthigt sieht, schon den blossen Namen mit einer gewissen Scheu auszusprechen. Und doch ist derselbe etwas so Natürliches, so innig mit unserm ganzen Dasein verschmolzen, dass ohne denselben unsere ganze Existenz sehr fraglich wäre. Ich brauche Ihnen die grosse Herrschaft dieses Triebes über das ganze Menschengeschlecht nicht auseinanderzusetzen: es bedarf der Untersuchung nicht, ob sich dieser Trieb bei dem Manne oder bei dem Weibe stärker zeige, aber das muss hier ausgesprochen werden, dass die Natur dem Menschengeschlechte eine Veredelung dieses Triebes beigelegt hat, nämlich die Liebe, ohne welche die Befriedigung jenes Triebes den Menschen dem Thiere gleich macht, ja man kann es wohl aussprechen, ihn als vernünftiges Wesen noch unter dasselbe stellt. Sitte und Erziehung, Bildung und Religion, so wie staatliche Einrichtungen, besonders die Ehe, haben den Geschlechtstrieb zu zügeln sich bestrebt: es ist diesen Mitteln auch theilweise das gelungen, was beabsichtigt wurde: aber ihn ganz unschädlich zu machen,

das hiesse so viel, als die ganze menschliche Natur umwandeln, oder die Menschen zu wahren Engeln machen, welche aber sicher geschlechtlose Individuen sind. Diese Liebe nun, wir wollen sie bei dem Weibe, welches in die Jahre der Pubertät getreten ist, Geschlechtsliebe nennen, spielt in dem ganzen Leben desselben die wichtigste Rolle und wird die Triebfeder aller seiner trefflichen, aber auch seiner unseligsten Eigenschaften. Findet das Weib wahre Befriedigung seiner Liebe, eröffnet sich ihm in derselben ein wahres Glück, führt es die Liebe zu einer zufriedenen durch nichts getrübten Ehe, die ja doch nur die letzte Bestimmung des Weibes, so wie der Familienkreis die einzige natürliche Sphäre seines Wirkens ist: dann entfalten sich bei dem Weibe die schönsten Tugenden, dann zeigt sich bei ihm die reinste Gatten- und Mutterliebe; das Weib sieht den Gatten und ihre Kinder als ihr Höchstes, als den einzigen Zweck ihres Lebens an, und sie wird gerne bereit sein, dem Manne, den Kindern jegliches Opfer, ja und wäre es ihr eigenes Leben, darzubringen.

Das sind, mein Freund, die herrlichen Seiten, welche die Liebe, die dem Weibe von der Natur eingepflanzte Neigung zum andern Geschlecht, in ihrer Begleitung hat, sobald sich dieselbe innerhalb der gehörigen Schranken, welche Sitte und Religion zieht, bewegt. Es thut mir aber leid, dieses schöne Bild, was ich Ihnen vor die Augen führte, sofort wieder verwischen zu müssen, indem ich Ihnen die Abwege zeige, auf welche eben jener Trieb führen kann und häufig genug führt. Davon in meinem nächsten Briefe. Bis dahin weiden Sie sich an dem vorliegenden. — Leben Sie wohl.

ZWANZIGSTER BRIEF.

Fortsetzung. Gefallsucht und Eitelkeit des Weibes. — Verstellung und Schlauheit. — Neugierde. — Leichtsinn, nicht immer ohne Schuld der Männer. — Religiosität des Weibes: Schwärmerei, Aberglauben.

Göttingen, 4. October 1861.

Das Bestreben des Weibes ist auf das Gefallen gerichtet, das hängt innigst mit dem in meinem letzten Briefe geschilderten Liebestriebe zusammen: das Weib will für sich einnehmen und erobern und somit treffen wir als einen Zug des weiblichen Charakters die Gefallsucht, verbunden mit einem hohen Grade von Eitelkeit an. Das Weib weiss es recht gut, mit welchen Waffen es den Mann besiegen kann; es ist sich wohl bewusst, dass die Mehrzahl der Männer durch äussere Form und Schönheit angezogen wird: Alles, was jene hervorhebt und diese in einem noch besseren Lichte zeigt, das wird von dem Weibe benutzt und angewendet, es ist daher beständig mit seiner Personalität beschäftigt, und Alles, was den Körper angeht, ist für das Weib hochwichtig. Putzsucht und Coquetterie knüpfen sich an diese Eigenschaft, und indem das Weib strebt, Anderen zu gefallen, gefällt es sich selbst am meisten, findet sich unvergleichlich und überschätzt dabei natürlich den eigenen Werth. Wir

können übrigens die weibliche Eitelkeit nur als Schwäche bezeichnen und in mancher Beziehung sie dem Weibe nachsehen: trägt sie doch mit zur Liebenswürdigkeit des Geschlechts bei, erhöht sie doch den Reiz der Frauen, und bilden doch oft die kleinen Coquetterien derselben eine mächtige Anziehungskraft. Es kann indessen diese Schwäche auch die Quelle von manchem Uebel werden: dem Ehemann unter anderen kann die Eitelkeit seiner Frau sehr lästig werden und ihm viel Geld kosten, den Hausstand ruiniren; ja es kann die Eitelkeit der Grund zu einem verderbteren Charakter werden: das Weib ist empfänglich für Schmeicheleien aller Art, und wer es versteht, der weiblichen Eitelkeit zu fröhnen, sei es durch Worte, sei es durch Thaten, wohin gerade der Gegenstand der Eitelkeit verweist, der vermag viel über das schwache Geschlecht; manches weibliche Herz und mehr noch, als das blosse Herz, ist durch goldenes Geschmeide, durch einen kostbaren Shawl und dgl. erobert worden. „Das ist die Stelle, wo ich sterblich bin“ könnte das Weib ausrufen.

Es geht aber die Eitelkeit des Weibes noch nach einer andern Seite hin, von welcher ich hier kurze Erwähnung thun muss, weil sie uns als Aerzte im höchsten Grade interessirt. Wir haben in unseren medicinischen Annalen Fälle aufgezeichnet, in welchen sich Frauen den schmerzhaftesten Operationen unterzogen, welche durch Zufälle, durch Objecte nothwendig waren, die das Weib künstlich an sich hervorgebracht oder in sich hineingebracht hat. Es haben sich Weiber Nadeln in die Arme eingestochen, die hernach wieder ausgeschnitten werden mussten: in andere natürliche Oeffnungen ihres Körpers haben sie sich Gegenstände eingeführt, die unter den grössten Schmerzen von Aerzten entfernt werden mussten, alles nur aus — Eitelkeit, um Gegenstand ärztlichen In-

teresses zu werden und von sich reden zu machen. Wir haben die Geschichte einer Rahel Herz, der Heroine in allen hysterischen Verstellungskünsten, welche neunzehn Jahre lang eine qualvolle Existenz führte, die sie sich selbst geschaffen, bloss aus egoistisch-eitler Ekstase.

Ein anderer Zug des weiblichen Charakters ist die Verstellung, gepaart mit Schlauheit. Die Verstellung der Weiber ist ausserordentlich gross, sie vermögen unendlich viel in dieser Kunst, und wie sich ein Schriftsteller ausdrückt, treiben sie das oft so weit, dass man am sichersten geht, wenn man immer auf das Entgegengesetzte schliesst. Auch sagt ein alter erfahrener Arzt, Stoll: „Mulieri et ne mortuae quidem credendum."

Eine andere Schwäche des Geschlechts ist die Neugierde, die man wohl als einen Erbfehler der Töchter Eva's ansehen kann, die sich aber bei ihnen zu einer wahren Leidenschaft umgestalten kann, und mit den zunehmenden Jahren wächst. Besonders fröhnen dieser Sucht, Alles zu erfahren, und am liebsten das Böse des Nebenmenschen — an dem Guten liegt ihnen Nichts — alte Jungfern, kinderlose Frauen und Wittwen; jeder Ort hat, ich möchte sagen, seine privilegirten Klatschgesellschaften, und dieses Handwerk ist oft förmlich organisirt. Wehe dem Armen, der von ihnen zum Opfer ausersehen wird: wie über den Actaeon in der Fabelwelt fallen sie über ihn her, und lassen ihn den zehnfachen Tod sterben, bis diesen ein ihnen noch würdiger scheinender Gegenstand, dem sie die Kraft ihrer Zungen widmen können, von den zu erduldenden Martern befreit, indem sie sich auf das neue Opfer stürzen: denn auch hier liebt das Weib die Veränderlichkeit.

Noch habe ich des den Weibern einwohnenden Leichtsinns zu erwähnen, welcher sich auf ihre regere

und beweglichere Nervenfaser gründet und ausserdem mit ihrem Mangel an Erfahrung und Lebensklugheit zusammenhängt. Verbunden damit ist die Veränderlichkeit des weiblichen Charakters, eine gewisse Launenhaftigkeit, die dem Manne das Leben recht verbittern kann.

Nicht übersehen wollen wir aber hier, dass diese beiden letztgenannten Eigenschaften dem Weibe oft durch äussere Verhältnisse aufgedrungen werden. Aeussere Schönheit, die dem Weibe viele Verehrer zuführt, die besondere Stellung Einzelner in der Gesellschaft, unglückliche Erfahrungen auf dem Felde der Liebe, Vernachlässigungen von Seiten ihrer Ehemänner, können das Weib zum äussersten Leichtsinn treiben, wozu dasselbe allerdings die Anlage in sich trägt. Wir wollen daher über diese Schwächen nicht mit den Weibern rechten, und dürfen es um so weniger, als wir uns von diesen Eigenschaften auch nicht ganz freisprechen können, und gerade unser Leichtsinn und unsere Veränderlichkeit, wenn sich solche auf Paphos Gebiete äussert, Gleiches bei den Frauen hervorrufen wird. Nur sind bei uns diese Fehler mehr Eigenschaften der Jugend, die sich, wenn wir erst den Ernst des Lebens kennen, gewöhnlich verlieren: bei den Weibern bleiben sie oft das ganze Leben hindurch, ja leichtsinnige Weiber sind viel häufiger, als leichtsinnige Mädchen, während bei uns das umgekehrte Verhältniss hinsichtlich der Jahre stattfindet. Darum hat aber auch der männliche Leichtsinn nicht die Folgen, wie das bei dem weiblichen der Fall ist: unser Leichtsinn ist zu Ende, wenn wir erst in den vom Geschick uns angewiesenen Wirkungskreis eingetreten sind und sollten Reste davon aus der Jugend zurückgeblieben sein — wir wollen uns auch nicht gerade mit dem Besitze der höchsten Vollendung brüsten — so sind wir doch mehr mit der Ueber-

legung leichtsinnig, wissen, wie weit wir darin zu gehen haben, ohne unserer Stellung in der Welt, unseren Pflichten, welche uns diese auferlegt, Eintrag zu thun. Vor den grösseren Folgen des Leichtsinns schützen uns die uns von der Natur verliehenen grösseren intellectuellen Kräfte, vermöge dieser werden wir selbst unseren Schwächen Zügel anlegen können: das Weib entbehrt jener oder hat sie wenigstens nicht in dem Grade, wie der Mann, und hat es daher erst die Bahn des Leichtsinns betreten, so stürzt es unaufhaltsam darauf fort, wie es Juvenal am Ende seiner sechsten Satire so trefflich in dem Bilde schildert:

„Denn jäh, wenn Leichtsinn entflammet die Herzen,
Stürmen sie fort, wie Felsen den Höh'n entrollen, sobald sich
Senket der Berg und die Seite sich trennt vom schwankenden Gipfel."

Es wäre hier noch der Ort, über die Religiosität des Weibes Einiges zu sagen, zu untersuchen, wie sich diese mit der des männlichen Geschlechtes verglichen verhalte, und zu fragen, ob sich auch hier Unterschiede durch die verschiedene Organisation der physischen Thätigkeiten des Weibes hervorgebracht auffinden lassen. Abzusehen von den Bedenklichkeiten, über den äusserst zarten Punkt der Religion hier zu sprechen, abzusehen von dem Conflicte, welcher leicht durch solche Untersuchungen und Erörterungen entstehen könnte, will ich den Gegenstand hier nur im Allgemeinen berühren. Ich mag mich auf diesem Gebiete, das ich nur mit Scheu betrete, irren: es sind aber gewiss die verzeihlichsten Irrthümer, welche da begangen werden, wo es sich um Gegenstände des Glaubens, oder besser gesagt, um theologische Gegenstände handelt; lehrt uns doch die tägliche Erfahrung, dass gewiss nirgend mehr geirrt wird, als auf diesem Boden; die schroffsten Ge-

genstände sind hier behauptet worden und werden noch behauptet, und doch kann es nur eine Wahrheit geben: denn dass Alle irrten, wäre doch eine zu trostlose Aussicht.

Die Religion nimmt bei dem Weibe das Gefühl in Anspruch, bei dem Manne den Verstand, und darum liebt das erstere in der Religion so sehr das Aeussere, während der Mann im stillen Gebet in der Einsamkeit sich oft am besten erbaut und in der treuen Erfüllung seiner Berufsgeschäfte, seiner Pflichten, die ihm seine Stellung in Staat und Haus auferlegt, oft die beste Befriedigung seiner religiösen Ansichten findet und von dem Besuche der Kirche abgehalten wird. Diese besucht das Weib um so fleissiger: sein Gefühl leitet es, seine Gebete mit der gläubigen Menge zu vereinigen. Es sucht sich auch hier als das schwächere Geschlecht einen Stützpunkt, an den es sich anlehnen kann. Das Weib lässt sich bei seinen religiösen Ansichten weniger vom Verstande regieren: daher dringt es auch nicht so tief in die Grundlehren der Religion, wie der Mann: es will hier geleitet sein und in seinem innersten Gefühle aufgeregt werden, entweder durch das Imposante eines reich ausgestatteten Gottesdienstes, welcher seine ohnehin erhöhten Sinnesthätigkeiten in Anspruch nimmt, oder durch den glänzenden Vortrag eines guten Redners, der es versteht, eigenthümliche Saiten des weiblichen Gemüthes und Gefühles zu hellem Ertönen anzuschlagen. Hier folgt das Weib oft seinem eigenen Urtheile, das nicht immer mit dem männlichen übereinstimmt: jede Zeit hat es nachgewiesen, dass manche Prediger vorzüglich gerne von Weibern gehört wurden, die es verstanden haben, gerade auf diese einen bleibenden Eindruck zu machen, den sie bei Männern nicht erreichen konnten. Das religiöse Gefühl, welches bei den Weibern entwickelter auftritt, macht

dasselbe aber auch empfänglicher für religiöse Schwärmerei, und gar oft wird das weibliche Geschlecht von schlauen Sectirern gemissbraucht, um es auf ihre Seite herüberzuziehen und es gleichsam den Kern bilden zu lassen, um welchen sich dann eine weitere fromme Gesellschaft versammeln soll. Aberglaube, Geisterseherei, Blicke in die Zukunft, Wahrsagerei u. s. w. entspringen aus derselben Quelle: ja schon bei den alten Völkern verkündeten stets nur Frauen die Orakel und bildeten sich zu Pythien, Sibyllen, da nur das Weib sich in eine solche Verzückung zu versetzen vermag, welche man als den besten Beweis der Offenbarung ansah. Magnetiseurs unserer Zeit üben ihre Kunst fast ausschliesslich nur bei Frauen, der Somnambulismus wird fast nur bei diesen beobachtet, so wie uns im Mittelalter oft genug die religiöse Schwärmerei in den Hexen, die nur weiblich sind entgegentritt.

Noch mehr aber, als in unserer Zeit, machen im Alterthume sich die Abwege geltend, auf welche das Weib durch den ihm einwohnenden religiösen Sinn gedrängt wurde: unsere durch die herrlichen Lehren des Christenthums geläuterten Ansichten der Religion; die von jedem Aberglauben entfernte Reinheit dieses Glaubens, — werfen Sie nicht ein, die katholische Lehre neige zum Aberglauben, sie gründet sich so gut auf die Worte der Schrift, als die evangelische, und die Bibel predigt auf jeder Seite gegen den Aberglauben und ähnliche Verirrungen — die Bildung des Geistes und des Gemüthes, welche in den Grundlehren der Religion der Jugend ertheilt wird, schützt in unserer Zeit die Mehrzahl vor den angedeuteten Missständen. Wie anders war das im heidnischen Alterthume: das Weib gab sich, zumal in der verderbten römischen Kaiserzeit, nur den sinnlichen Eindrücken hin: von verschmitz-

ten Priestern, Zeichendeutern und Wahrsagern aller Art bethört, fröhnte das Weib dem crassesten Aberglauben; es unternahm nicht das Geringste, ohne erst die astrologischen Tabellen zu fragen, sich bei den Priestern, besonders bei den ägyptischen, Raths zu erholen, die Eingeweide geopferter Thiere für sich beschauen zu lassen u. s. w. Zu den grössten Gräueln und den schwersten Verbrechen liess sich das Weib in dieser Beziehung hinreissen, und so müssen wir in dem von der Natur dem Weibe eingepflanzten Sinn für alles wunderbar und überirdisch Scheinende eine Quelle unendlicher Ungehörigkeiten und Irrthümer erkennen, welche freilich nach Umständen in ihren Folgen bald schwerer, bald leichter sein konnten.

Was ich Ihnen bis jetzt mitgetheilt habe, muss zu den eigentlichen Schwächen des weiblichen Charakters gerechnet werden. Diese sind ihm von der Natur aufgeprägt, oder sie haben sich vermöge der ganzen Sinnes- und Denkungsweise des Weibes entwickelt, ohne dass wir von ihnen sagen können, dass sie geradezu das weibliche Geschlecht verabscheuungswürdig und unliebenswürdig machen. Ein gefallsüchtiges, ein eitles, ein leichtsinniges Weib kann der guten, ihm sonst einwohnenden Seiten noch genug bewahren; das schwärmerische, abergläubische Weib wird auch nicht gleich alle anderen anziehenden Eigenschaften so ablegen, dass diese nicht seinen Verirrungen immer noch das Gleichgewicht halten könnten, und wir sie darum aus dem Reiche der zu beachtenden Geschöpfe auszustreichen brauchten. Darum sind es ja eben Schwächen, die an und für sich allerdings das Weib von dem Ideale der Vollendung fern halten, die uns daran erinnern, dass wir es mit Menschen, und nicht mit Engeln zu thun haben, so oft wir ihnen auch diese Benennung geben mögen:

aber, aber — es können diese Schwächen zu furchtbarer Ansartung sich gestalten, es können sich Zustände aus ihnen herausbilden, welche wir dann ihres heftigen Charakters wegen, und weil sie sich ganz der Vernunft entziehen, die keine Herrschaft mehr über sie hat, den damit Behafteten zugleich in einen an das Krankhafte grenzenden Zustand versetzt, Leidenschaften nennen. Zu diesen bilden bei dem weiblichen Geschlechte die genannten Schwächen die Anlagen, und darum habe ich Ihnen diese zuerst genannt: die Leidenschaften selbst will ich meinem Folgenden aufsparen. — Leben Sie wohl.

EINUNDZWANZIGSTER BRIEF.

Fortsetzung: Leidenschaften des Weibes. — Eifersucht, fast die einzige Quelle aller folgenden, des Hasses, Neides und der Rachsucht. — Schilderungen dieser Leidenschaften und ihres Einflusses auf das Weib. — Es ist keiner ächten Freundschaft fähig. — Der Grad der Bildung hat keinen Einfluss auf die Zügelung dieser Leidenschaften. — Bei allen prädominirt das Geschlechtliche.

Göttingen, 10. October 1861.

Wir mögen die Leidenschaften des Weibes betrachten, von welcher Seite wir wollen, so liegt bei diesen da, wo sie sich entwickeln, stets das Geschlechtliche zum Grunde, freilich oft deutlicher und klarer, wie bei der Eifersucht, oft aber auch versteckter und verborgener, wie bei dem Neide und dem Hasse, wobei die dem Weibe eigene Verstellungskunst, in welchem es vollendete Meisterin sein kann, ihm zu Hülfe kommt. Gleichen Ursprung hat die Rachsucht, nur ist der Unterschied an den drei zuerst genannten Leidenschaften der, dass das Weib nur wieder das Weib beneidet und tödtlich hasst, dass es den Mann zwar mit Eifersucht verfolgt, ohne dass die Liebe dabei erlischt, den Gegenstand der Eifersucht selbst aber auf alle erdenkliche Weise verfolgt und erbarmungslos zu vernichten strebt, dass aber die Rachsucht, einmal im weiblichen Herzen entflammt, in

ihrer blinden Wuth sowohl den Mann wie die Mitschwester sich zum Opfer, das fallen muss, ausersieht, je nachdem das gereizte Weib in jenem oder in dieser die Ursache der unseligen Leidenschaft erkennt.

Die genannten Leidenschaften, Eifersucht, Hass, Neid und Rachsucht, sind die vier Cardinal-Leidenschaften oder Cardinal-Untugenden des Weibes: sie beherrschen das Weib, wenn sie sich erst einmal desselben bemächtigt haben, in einer Weise, wie sie bei dem Manne, bei dem dieselben Leidenschaften auftreten können, doch nicht stattfinden, wobei die höher stehenden intellectuellen Fähigkeiten des Mannes entscheidend wirken. Diese stehen dem Manne bei seinen Leidenschaften stets zur Seite und können sie innerhalb gewisser Schranken halten: eben so sind des Mannes Motive oft edler; er beneidet vielleicht den besseren, den edleren, den klügeren Mann um eben dieser Vorzüge des Geistes wegen, und der Neid gestaltet sich dann bei ihm zu einem edeln Neide, der ihn zu Anstrengungen verleitet, den Beneideten zu erreichen und es ihm gleich thun zu können. Der Hass des Mannes trifft nicht selten den wahrhaft schlechten Menschen, wo gerechter Grund ist: er zeigt sich auch nicht so unversöhnlich, wie der des Weibes; es kann eher zu Verständigungen kommen, da der Mann Vernunftgründen viel zugänglicher ist, als das Weib, mögen ihm diese von aussen kommen, oder mag er sie sich selbst vorführen. Selbst das Gefühl der Rache ist bei dem Manne nicht so gross wie bei dem Weibe: er kämpft dabei mit ehrlicheren Waffen, geht offener zu Werke, verwundet nicht hinterrücks; er giebt sich seinem Feinde als ebenbürtiger Feind zu erkennen und tritt mit geöffnetem Visir gegen ihn in die Schranken, Auge gegen Auge gerichtet. Auch ist in der Regel die Ursache,

durch welche des Mannes Rachsucht erregt wird, eine grossartigere, nicht aus so kleinlichen Motiven entsprungene, wie bei dem Weibe, daher verzeihlicher. Auch die Eifersucht, wenn des Mannes Herz von dieser unseligen Leidenschaft erfasst wird, gestaltet sich anders: er erkennt oft die geistigen Vorzüge seines Nebenbuhlers an. wenn ihm etwa diese seine Geliebte oder sein Weib entfremden, er wird sich bestreben, die etwa verlorene Liebe wieder zu erringen, indem er den Gegenstand seiner Eifersucht in jeglichen guten Eigenschaften zu übertreffen trachtet: am wenigsten wird er aber in die Gemeinheiten verfallen, zu welchen das eifersüchtige Weib sich so häufig hinreissen lässt, die dann freilich zu ihrem eigenen Nachtheil ausfallen. Glauben Sie nicht, theurer Freund, dass ich die Leidenschaften des Mannes beschönigen will oder dass ich sie zu vertheidigen mich bestrebe: sie sind am Manne so gut wie am Weibe gehässig; ich wollte Ihnen nur zeigen, dass ihr Charakter bei dem Manne ein anderer ist, dass sie bei diesem nicht so tief einschneidend in das ganze Leben desselben gehen, dass sie die Denkungs- und Sinnesart des Mannes nicht so verändern, wie das bei dem Weibe der Fall ist, bei welchem sich die Leidenschaften selbständiger herausstellen, daher auch energischer und hartnäckiger sind und dann ihre unbegrenzte und ungezügelte Herrschaft über das Weib üben. Es liegt wahrlich ein tiefer Sinn darin, dass die Alten nur weibliche Furien hatten.

Ich will es nun versuchen, die Leidenschaften des Weibes und den Einfluss derselben auf ihr ganzes Wesen näher zu schildern.

Ich habe oben zuerst den Neid genannt, der sich nicht selten des Weibes bemächtigt und in seinem höheren Grade zu einer wahren und noch dazu recht häss-

lichen Leidenschaft sich gestaltet. Bei den mancherlei Ansprüchen, welche die Weiber machen, bei den beständigen Vergleichungen, die sie unter sich anstellen, kann es nicht ausbleiben, dass Neid entstehen muss. Bald beneiden sie das grössere Glück einer Andern, zumal wenn es von der Art ist, dass damit die dem Weibe, wie wir gesehen haben, einwohnende Eitelkeit gehörig befriedigt wird; bald ist es das grössere Ansehen, sind es die grösseren Ehren, welche der Mann einer Andern geniesst, und die dann auch auf diese Letztere übergehen, wodurch sie eben Gegenstand des Neides wird. Die alte Jungfer beneidet die glücklich Vermählte, oder die Jüngere um die Schaar ihrer Anbeter, denn gerade in den Jahren, wo sich die Ansprüche vermehren und die Befriedigung derselben sich vermindert, wird der Neid zu dauernder Leidenschaft. Es versteht sich von selbst, dass gewöhnlich dem Neide sich noch der Hass gegen das begünstigter erscheinende Individuum hinzugesellt.

Ich nenne Ihnen hier ferner die Eifersucht, welche in dem moralischen Leben des Weibes die bedeutendste Rolle spielt, indem es nicht leicht ein Weib giebt, die sich ganz frei von dieser Leidenschaft erhalten kann, indem ferner dieselbe in jedem Stande, in jedem Alter, unter den mannigfachsten Verhältnissen sich zeigt, in ihren Folgen die unseligste von allen Leidenschaften ist, auf die Gesundheit, auf häusliches Glück, auf Zufriedenheit, kurz auf Alles, was zu den Annehmlichkeiten des Lebens gehört, so höchst störend und verderblich einwirkt. „Gebt uns keine Gelegenheit zur Eifersucht“, wird das Weib ausrufen, wenn von dieser Leidenschaft die Rede ist, und in der That müssen wir Männer auch billig sein, wenn wir dem Weibe wirklichen, wahren Grund zur Eifersucht geben, es ihm nicht verdenken,

wenn es seine Rechte als Geliebte, als Ehefrau geltend machen will, sobald nämlich diese Rechte von unserer Seite wahrhaft gekränkt werden, und das Weib volle Ursache hat, sich über uns zu beklagen wegen wirklich eingetretener Vernachlässigung oder sonst entstandenen Nachtheils. Ich will von solcher Eifersucht, die in der That Grund hat, hier nicht reden: wohl aber von derjenigen, welcher sich Frauen hingeben, ohne gerechten Grund dazu zu haben, oder wo die Ursache, die vermeintliche Ursache, eine nur geringfügige ist, wobei sie die ganze Stellung des Mannes in der Welt, in der Gesellschaft, in seinem Wirkungskreise verkennen, ein freundliches Wort, das derselbe vielleicht gegen ein anderes weibliches Wesen ausspricht, gleich übel auslegen, des Mannes Blicke in anderer Weiber Gegenwart lauernd — und darin sind sie gross — beobachten, über sein Thun und Treiben in ihrer Abwesenheit sich von ihren Creaturen genauen Bericht abstatten lassen, kein Mittel, und wäre es auch einer gebildeten Frau ganz unwürdig, scheuen, um ihrer Leidenschaft weitere Nahrung zu geben, wozu ihnen dann alle möglichen Zwischenträgereien schriftlich und mündlich behülflich sein müssen; wobei sie dann ferner dem Manne keine ruhige Stunde mehr lassen, ihn mit Vorwürfen und Bitterkeiten, oder wenigstens mit Anspielungen und Sticheleien quälen, ihm die Kinder entfremden, sich und Anderen das Leben vergällen, das, liebster Freund, nenne ich Eifersucht als wahre, als unselige Leidenschaft und erinnere dabei an Schleiermacher's witzige Definition: „Sie sucht mit Eifer, was Leiden schafft."

Es hängt übrigens die Eifersucht mit der ganzen Individualität des Weibes zusammen: auf der einen Seite steht sie eben mit der Liebe des Weibes im in-

nigsten Zusammenhange, nicht selten aber auch mit Eitelkeit und mit einer gewissen Herrschsucht, die nichts Anderes neben sich duldet. Es kommt daher diese Leidenschaft unter zwei Formen vor: ich möchte die erste Form, die mehr leidende nennen, welche sich im stillen Dulden, in einem liebevoll scheinenden, besorgten, überzärtlichen Wesen gegen den Mann, oft in widerlichen Schmeicheleien gegen ihn zeigt, während die zweite Form, die heftige active, die Frau zur Furie macht, sich in heftigen Ausbrüchen der Wuth äussert, keine Grenzen der Martern und Qualen kennt, die sie sich und Anderen bereitet, vor Allem aber den Gegenstand ihrer unsinnigen Leidenschaft mit allen nur erdenklichen Waffen verfolgt und nicht ruht, bis sie denselben vernichtet, oder ihrer Meinung nach unschädlich gemacht hat. Temperament und Erziehung, nicht selten auch die Jahre sind entscheidend auf die Ausbildung der einen oder der andern der genannten Formen. Die active Form findet sich mehr bei cholerisch-sanguinischem Temperamente, in den vorgerückteren Jahren, was hier keiner weitern Ausführung bedarf.

Wenn ich, bei der Schilderung dieser Leidenschaft, theuerster Freund, die Farben Ihnen vielleicht zu grell aufgetragen zu haben scheine, wenn ich zu unbarmherzig mit dem Scalpirmesser gegen diese Seite des weiblichen Charakters verfahren bin: so galt es, vom ärztlichen sowohl wie vom ethischen Standpunkte aus eine Leidenschaft zu beleuchten, die in dem weiblichen Leben in beiderlei Beziehung die stärkste Schattenseite ausmacht. In ärztlicher Beziehung untergräbt sie Gesundheit und Leben; in ethischer Beziehung stört sie das häusliche Glück im höchsten Grade, untergräbt den inneren Frie-

den und führt nicht allein den Ruin des Weibes, sondern auch selbst den des Mannes herbei.

Zu der oben genannten heftigen oder activen Form der Eifersucht gesellen sich nun noch die beiden anderen Leidenschaften, Hass und Rachsucht.

Wo viel Licht, da auch starker Schatten: gross ist die Liebe des Weibes, mächtig ist auch sein Hass. Dieser trifft gewöhnlich ihre Mitschwestern, seltener ein Individuum männlichen Geschlechts: ist Letzteres der Fall, so zeigen sich die Weiber versöhnlicher, da dem Manne, dem daran liegt, den Hass einer Frau zu tilgen, tausend Mittel zu Gebote stehen, Versöhnung herbeizuführen: er darf nur eine ihrer Schwächen als Bresche benutzen, um wieder in die verlorene Festung als Sieger einzuziehen. Anders bei dem Hasse des Geschlechtes unter sich: es sind besonders die Nebenbuhlerinnen, welche das ganze Gewicht dieser Leidenschaft fühlen müssen. Der Hass ist bei dem weiblichen Geschlechte um so ausgeprägter, da sie der wahren Freundschaft unter sich, wie diese bei Männern stattfindet, durchaus unfähig sind: der Sprachgebrauch hat dies schon angedeutet; das Wesen der Freundschaft liegt in dem Worte „Freund", welches der Mann von einem andern braucht. Nur der Mann kann einen Freund in der edelsten Wortbedeutung haben. Wenn die Frau von einem Freunde spricht, so wissen wir, was das heisst: spricht sie von einer Freundin, so heisst das so viel, als: „ich gehe wohl mit ihr um, sie begleitet mich auf meinen Spaziergängen, leistet mir sonst Gesellschaft, wir sind recht intim mit einander, d. h. wir treiben das edle Handwerk der Zungenfertigkeit zusammen, aber von meinen innersten Geheimnissen weiss sie doch nichts." Es ist überhaupt eine eigenthümliche Erscheinung, dass Frauen, was den Punkt

der Mittheilung betrifft, dieser selbst vollen Lauf lassen, sobald es sich um Geschichten ihrer Nebenmenschen handelt, die ihnen von anderen, selbst unter dem Siegel der Verschwiegenheit, mitgetheilt sind: in ihren eigenen Angelegenheiten, besonders denen des Herzens, sind sie verschwiegen. Beim Manne findet das Umgekehrte statt: er kann Anderer Geheimnisse verschweigen, ist aber mit seinen eigenen Angelegenheiten mittheilend und offen. Der Umstand, den ich so eben berührte, dass Frauen der wahren Freundschaft unter sich nicht fähig sind — nirgend werden mehr Freundschaften gebrochen, als unter diesem Geschlechte: ein Nichts kann sie entzweien — dieser Umstand hat zur Folge, dass gegen ihre Mitschwestern ein geringerer oder höherer Grad von Gleichgültigkeit stattfindet, die selbst an Verachtung grenzt, und da der Mensch viel leichter sich zum Schlimmeren wie zum Besseren neigt, so ist der Weg zum Hass von dieser Gleichgültigkeit aus bei dem Weibe viel kürzer als der zur Liebe. Der Hass des Weibes, zumal wenn er wie gewöhnlich mit der Eifersucht zusammenhängt, hat eine sehr grosse Hartnäckigkeit: nichts kann ihn besiegen, ja er geht wohl in den Hass des ganzen Mitgeschlechts über, vor dem das Weib ohnehin keine grosse Achtung hegt, da es dasselbe durch sich selbst am besten kennt und weiss, was es von demselben zu halten hat. Der Mann achtet sein Geschlecht: dem Weibe ist das seinige gleichgültig oder es verachtet dasselbe. Hinsichtlich der Heftigkeit dieser Leidenschaft hasst die ältere Frau stärker, und ist unversöhnlicher, da bei ihr das Gefühl der Liebe erloschen ist, was bei der jüngeren noch nicht der Fall. Auch steht dieser da, wo es sich um Eifersucht handelt, und diese den Hass entflammt hat, das Bewusstsein der Mittel zur Seite, welche sie

noch besitzt, um die verloren geglaubte Liebe des Mannes wieder zu erringen: die ältere muss diesen Gedanken aufgeben, und gerade das Gefühl ihrer Ohnmacht vermehrt dann die Leidenschaft des Hasses, die sich dann selbst bis zur Wuth steigern kann, und als treue Bundesgenossin die Rache heraufbeschwört.

Die Rachsucht oder der Trieb, dem, von welchem wir beleidigt sind, oder uns beleidigt glauben, Schaden oder Nachtheil zuzufügen, zeigt sich bei dem Weibe viel stärker, als bei dem Manne, da das Weib viel reizbarer ist und nicht so wie der Mann durch den Verstand gezügelt wird: der Mann erkennt mittelst seiner intellectuellen Kräfte die Folgen besser, welche die genommene Rache für beide Theile haben könne; ihn nehmen auch seine übrigen Pflichten, seine Stellung im Staate, seine ernsten Beschäftigungen zu sehr in Anspruch, als dass er den Rachegedanken bei erfahrenen Beleidigungen zu sehr nachhängen könnte: gegen ein Weib wird er diese ohnehin nicht hegen, und vor der Rache am eigenen Geschlechte bewahrt ihn die Achtung desselben, so wie die vielen anderen Mittel, welche den Mann in den Stand setzen, sich Genugthuung zu verschaffen, worauf dann leicht Versöhnung erfolgen kann. Das ist alles bei dem Weibe anders. Die grosse Geistesbeschränktheit desselben lässt keinen andern Gedanken aufkommen, als den Gegenstand des Hasses zu vernichten und zu verderben: dieser Gedanke beschäftigt das ganze Gemüth des Weibes und erstickt jedes andere Gefühl. Selbstachtung des Geschlechts, wie wir gesehen haben, findet nicht statt; die Veranlassung zur Rachgier ist gewöhnlich die Alles verheerende Eifersucht, kein Wunder, wenn das Weib hier kein Maass, keine Schranken kennt. Hier wird das Weib gefährlich, wird furchtbar, und entfaltet

alle bösen Eigenschaften seiner Seele. Das ist das Weib, von welchem Jesus Sirach sagt: „Ich wollte lieber bei Löwen und Drachen wohnen, denn bei einem bösen Weibe. Alle Bosheit ist gering gegen der Weiber Bosheit."

Erziehung, Bildung und Stand vermögen in der Zügelung der Rache nichts: im Gegentheil, grössere Bildung scheint nur die Rachsucht zu vermehren, da die Weiber einen Stolz darin suchen, ihre Rache recht eclatant befriedigen zu können, da ihrer Eitelkeit dadurch geschmeichelt wird, und sie sich dann auch überall mit grossem Selbstgefallen damit brüsten. Nur der Unterschied findet statt: das Weib niederen Standes rächt sich plumper, seine Rache ist aber darum nicht so gefährlich, als die des Weibes aus höheren Ständen, welches raffinirte, tief in die Seele schneidende und darum um so empfindlichere und nachhaltigere Rache nimmt. Bei der Rache, aus Eifersucht entstanden, trifft diese auch gewöhnlich den Mann mit, indem das Weib die Nebenbuhlerin dermaassen zu Grunde richtet und wenigstens moralisch so vernichtet, dass der Mann, er sei nun schuldig oder nicht — in beiden Fällen muss er Antheil an der der Rachsucht der Frau anheim Gefallenen nehmen — mehr oder weniger mit in das Verderben gezogen wird, was freilich nicht immer, aber doch so selten nicht in der Absicht der Frau lag.

Das sind die Hauptleidenschaften, welche in der Seele des Weibes schlummern, und erweckt in furchtbarer Weise sich äussern, wie ich Ihnen zu schildern versucht habe. Sie sehen, dass der Grundcharakter des Weibes, der geschlechtliche, so gut wie bei den Schwächen, auch bei den Leidenschaften prädominirt: beide haben dieselbe Quelle, dieselbe Wurzel, welche das Weib

zu allem Guten, aber auch zu jeglichem Bösen führen kann.

Daran haben Sie, theuerster Freund, für heute sicher genug. — Leben Sie wohl.

ZWEIUNDZWANZIGSTER BRIEF.

Schluss: Tugenden des Weibes, die es unendlich hoch stellen: Gutmüthigkeit, Sanftmuth und Geduld. — In der Gutmüthigkeit wurzelt das innigste Mitleid mit dem Leiden Anderer, die Sanftmuth, die schönste Eigenschaft dem Manne gegenüber in ehelichen Verhältnissen, und endlich die himmlische Geduld, welche das Weib die schwersten Leiden ertragen lässt und es den Engeln gleich macht. — Literatur und zum Schluss Ausspruch von Rudolphi über das Weib im Vergleich zum Manne.

Göttingen, 15. October 1861.

Ob ich Ihnen in meinem letzten Briefe über die weiblichen Untugenden nicht etwas zu stark geschrieben, vielleicht gar nur das Ideal eines weiblichen Ungeheuers, wie es sein könnte, aber nicht ist, aufgestellt hätte, fragen Sie? Ob es auch solche Weiber, wie ich sie geschildert, wirklich gebe, oder ob ich bloss solch Exemplar zusammenphantasirt hätte, um die Gegensätze recht grell hervortreten zu lassen? Nun, da will ich Ihnen denn antworten: ich habe nichts zusammenphantasirt, und erbiete mich, wenn es darauf ankäme, Alles, was ich gesagt, mit ganz speciellen Beispielen zu belegen. Ich will es aber machen, wie der Wundarzt, welcher zuletzt auf die Wunde, die er zu machen genöthigt war, lindernde und den Vernarbungsprocess befördernde,

wohlthuende Salben auflegt. Ich will noch einige gute Eigenschaften des weiblichen Gemüths nennen, um, scheiden wir jetzt von diesem psychologischen Bilde, doch nicht einen gar zu übeln Eindruck bei Ihnen zurückzulassen. In dieser letztern Beziehung gebe ich mich aber auch noch dem Troste hin, dass Sie und die jüngere Generation mir doch nicht Alles glauben, und das finde ich auch ganz in der Ordnung: denn von der von mir geschilderten Seite haben Sie das weibliche Geschlecht doch noch nicht kennen gelernt, dessen Haupthoffnung ja eben auf die Jugend gerichtet ist, weshalb Mütter und Töchter im Vereine sich der jungen Männerwelt nur im schönsten Glanze zeigen. Der Nimbus wird aber auch Ihnen einst verschwinden, und dann werde ich die Genugthuung haben, dass Sie mir in das unbekannte Jenseits nachrufen: „Er hat doch recht gehabt!“

Doch hören Sie nun zum Schluss meiner Charakteristik des Weibes noch ein paar gute Eigenschaften.

Ich nenne Ihnen drei Tugenden, welche wir im weiblichen Charakter finden: Gutmüthigkeit, Sanftmuth und Geduld. Es sind das Eigenschaften, die der Mann in dieser Weise nicht besitzt, wo das der Fall, ist es Ausnahme, und darum, weil sie so recht den Gegensatz unserer Gemüths-Eigenschaften bilden, schätzen wir sie am Weibe so sehr. Es sind aber diese Eigenschaften des Weibes Folge der zarten Organisation und der bei dem Weibe hervorgebrachten Veränderung des ganzen Nervenlebens. Daher finden wir im Weibe einen so hohen Grad von Mitleid gegen Leiden Anderer eingeprägt: sie haben mit der Armuth das innigste Erbarmen, sind im Wohlthun oft unermüdlich, wovon die meisten Einrichtungen der so wohlthätig wirkenden Frauenvereine allerwärts den besten Beleg bilden.

Gepaart mit der Gutmüthigkeit ist die Sanftmuth, welche eben so gut wie die dem Weibe eigene Geduld auf seine Bestimmung als Gattin und Mutter sich bezieht. Dem Mann, zu dessen Tugenden gerade nicht die Sanftmuth gehört, muss das sanftmüthige Weib zur Seite stehen, und da, wo des Mannes rauheres Wesen, sein Trotz, die Heftigkeit seines Charakters anstösst, muss das Weib ausgleichend und versöhnend dazwischen treten, sei es bei der Erziehung der Kinder, sei es wohl auch im Geschäftskreis des Mannes. Durch die dem Weibe beigegebene Sanftmuth erzweckt die Natur das Gleichgewicht zwischen beiden Geschlechtern, was sich besonders in ehelichen Verhältnissen geltend macht.

Endlich hat die Natur dem Weibe auf seinen Lebenspfad die Geduld als die schönste und erspriesslichste Eigenschaft mitgegeben, eine Tugend, die am Weibe nicht genug zu schätzen ist. Wer aber könnte über dieselbe ein besseres Urtheil fällen, als der Geburtshelfer, welcher das Weib mit der grössten Geduld und Resignation in tagelangen Schmerzen der Geburt ausharren sieht? Wie erträgt das Weib schon die Beschwerden der Schwangerschaft, die nicht selten nachkommenden Folgen einer schweren Geburt, welche oft Zeitlebens bestehen? Mit welcher Geduld leitet es die erste Kinder-Erziehung, erträgt es so manche böse Launen des Mannes, pflegt es engelsgleich diesen selbst bei oft jahrelangem Leiden? Das ist die Seite, welche vorzüglich der Arzt am weiblichen Geschlechte kennen und schätzen lernt; ihm wird ja die häufigste Gelegenheit, die Ausdauer und moralische Kraft, welche an das Unglaubliche grenzt, zu bewundern, und daher mit dem tiefsten Mitgefühle und der höchsten Verehrung erfüllt zu werden.

Am Schlusse dieser psychologischen Skizze möchte

ich Ihnen noch einige Schriften nennen, welche diesen Gegenstand zur Aufgabe der nähern Untersuchung gemacht haben. Ein Vergleich der einen oder andern Schrift von Ihrer Seite mit dem, was ich Ihnen hier mitgetheilt, und was mich meine Erfahrung gelehrt hat, wird mir um so willkommener sein, weil er mich vor dem Vorwurfe der Einseitigkeit und meiner vielleicht zu individuell scheinenden Ansicht des weiblichen Geschlechts sichern wird. Dass das Studium dieses Geschlechts sehr erschwert wird durch die dem Weibe einwohnende Verschlossenheit, durch seine Verstellungskunst, Eitelkeit u. s. w. erkennen alle Schriftsteller, die sich auf dieser Bahn bewegten, an: das hat aber der Arzt, zumal der Frauenarzt, vor allen Anderen voraus, dass sich ihm das Weib noch am wahrsten und treuesten zeigt, dass vor dem ärztlichen Tribunal, wenn das Weib vor dieses tritt, manche Rücksichten schweigen, die es sonst nehmen zu müssen glaubt, und dass demnach der Arzt am unbefangensten psychologische Darstellungen des Weibes zu geben vermag, welche, so unvollkommen sie auch sein mögen, der Wahrheit noch am nächsten kommen dürften. Wir müssen daher auch bei den Schriften, welche wir über die Frauen haben, immer unterscheiden, ob sie von Nichtärzten oder Aerzten verfasst sind, was auf die Beurtheilung des Inhalts und der ganzen Auffassungsweise mit in Betracht kommt. Die Literatur ist übrigens nicht sehr reichhaltig, was hinlänglich für die Schwierigkeit dieses Thema's spricht.

Ich nenne Ihnen zuvörderst ein paar Werke, welche Sie als vorbereitende ansehen können.

Meiners, Geschichte des weiblichen Geschlechts. 4 Thle. Hannover, 1788—1800. 8.

Diese Arbeit ist mehr historisch gehalten, schildert

den politischen Zustand der Frauen unter verschiedenen Völkern von den ältesten bis zu den neueren Zeiten und liefert daher nur Material zu einer Psychologie des weiblichen Geschlechts, welches aber reichhaltig geboten wird.

In folgenden Werken finden wir Sittenschilderungen der Weiber zu verschiedenen Zeiten bei den verschiedenen Völkern:

Thomas. Essai sur le charactère, les moeurs et l'esprit des femmes dans les différents siècles. Geschrieben 1772. In dess. Oeuvres complètes par Garat. tom. 4. Par. 1822. 8. pag. 1.

Jos. Alex. Ségur, Les femmes, leur condition et leur influence dans l'ordre social chez différents peuples anciens et modernes. 3. Tom. Par. 1803.

Ueber das griechische Weib hat ausgezeichnet geschrieben:

Friedr. Schlegel, Ueber die Darstellung der Weiblichkeit in den griechischen Dichtern. In dem Werke: Die Griechen und Römer, oder historische und kritische Versuche über das klassische Alterthum. Neustrel. 1797. 8. S. 327.

Ebendas. der Aufsatz über die Diotima des Plato.

Ueber römische Frauen aus der Periode des Kaiserreichs:

Meiners, Geschichte des Verfalls der Sitten, der Wissenschaft und Sprache der Römer in dem ersten Jahrhundert nach Christ. Geb. Wien und Leipz. 1791. 8. Cap. 3. „Ueber die Ueppigkeit beider Geschlechter."

Zur eigentlichen Psychologie der Weiber gehören die Schriften:

Brandes, Ueber die Weiber. Leipz. 1787. 8.

Später von demselben Verfasser in ausführlicher Darstellung:

Betrachtungen über das weibliche Geschlecht und dessen Ausbildung in dem geselligen Leben. 3 Thle. Hannov. 1802. 8.

C. Fr. Pockels, Versuch einer Charakteristik des weiblichen Geschlechts. Neue Aufl. Hannov. 1806. 8. Zuerst erschienen 1799.

Ein gemischtes Werk bildet:

Jacq. L. Moreau (de la Sarthe), Histoire naturelle de la femme. 3 Tom. — Teutsch von Rink und Leune. 4 Bde. Leipz. 1809—10. — Für unsern Gegenstand besonders 2. Bd.: Von den vier Lebensaltern und den Temperamenten des Weibes.

Ein ausführliches Werk, welches bei der Beschäftigung mit der Psychologie des weiblichen Geschlechts nicht übersehen werden darf, ist:

Fr. W. Bas. v. Ramdohr, Venus Urania. Ueber die Natur der Liebe, über ihre Veredlung und Verschönerung. 4 Bde. Leipz. 1798. 8.

Besonders interessant sind die beiden letzten Bände, welche die Geschichte der Geschlechtsverbindung und Liebe der ältern und neuern Zeit enthalten.

Ein paar neuere Schriften:

Fr. Ehrenberg, Weiblicher Sinn und weibliches Leben, Charakterzüge, Gemälde und Reflexionen. Berl. 1818. 8.

Das Buch ist von einem Berliner Hofprediger geschrieben. Was kann Der für weibliche Studien gemacht haben!

J. S. Sachs, Aerztliche Gemälde des weiblichen Lebens im gesunden und krankhaften Zustande aus physiol. intellectuell. und moral. Standpunkte. Berl. 1829. 8.

Auf dem Titel steht: Ein Lehrbuch für Deutschlands Frauen! Das sagt genug: denn wenn auch die Damen

die Wahrheit ertragen lernen sollen, so pflegt man denn doch ein Werk über Frauen, wenn es anders mit der vollsten Wahrheitsliebe und Naturtreue geschrieben sein soll, nicht gerne den Frauen selbst zu widmen: das verbietet die Galanterie.

Das neueste ausführliche Werk, noch nicht beendigt, ist:

Gust. Klemm, Die Frauen. Leipz. 1854. Bis jetzt 6 Bände, der letzte von 1859. Der Königin von Sachsen gewidmet, enthält das Buch keine psychologischen Studien, sondern wie auch auf dem Titel angegeben: „Culturgeschichtliche Schilderungen des Zustandes und Einflusses der Frauen in den verschiedenen Zonen und Zeitaltern."

Sie sehen, mein Freund, gross ist die Ausbeute für unsern Zweck auf dem Gebiete der Literatur nicht: was wir demnach nicht aus Schriften erlernen können, das müssen wir aus dem Selbststudium zu ergänzen suchen: doch ist bei solchen Naturstudien zur grössten Vorsicht zu rathen, damit wir nicht an die schlechteren Editionen kommen, die uns den Geschmack und die Lust an dem, was auf dem Gebiete der Gynäkologie von Schönem dargeboten wird, für alle Zeiten verderben können.

Endlich lassen Sie, hochverehrtester Freund, zum Abschiede mich die inhaltsschweren Worte meines unvergesslichen Lehrers Rudolphi, den Vergleich des Mannes und des Weibes betreffend, aus seinem Grundriss der Physiologie, Bd. I. S. 259, für Sie niederschreiben. Die Schilderung ist, ich möchte sagen, im Lapidarstyl gegeben, aber eben in dieser prägnanten Kürze umfasst sie Alles, was nur mit der Wahrheit übereinstimmend gesagt werden kann.

„Der Körper des Mannes ist grösser, in allen Theilen fester gebaut, und von schärferen Umrissen; mit stärkeren Knochen, Bändern, Muskeln und Nerven versehen; sein Gehirn ist grösser; sein Stimmorgan, wie die Werkzeuge zum Athemholen, zum Kreislauf, zur Verdauung, von mehr Umfang und Kraft. Der Mann ist weniger reizbar, weniger empfindlich, daher auch moralisch kräftiger und zu allen Anstrengungen geschickter; mehr der Vernunft, als dem Gefühl gehorchend; sich selbst erziehend; gegen den Mann der edelsten Freundschaft fähig; gegen das Weib oft despotisch und ungerecht, doch gewöhnlich von demselben überlistet und beherrscht; gegen die Kinder ruhiger, gleichmüthiger, daher ein besserer Erzieher; in Leidenschaften heftig aufbrausend, oft hart und roh, doch gewöhnlich früher zur Besinnung kommend; offener, wahrer, grossmüthiger.“

„Das Weib ist in allen Theilen zarter und weicher gebaut; sein Stimmorgan und seine Athemwerkzeuge sind kleiner aber beweglicher; es ist reizbarer und empfindlicher, daher aber auch schwächer, veränderlicher, wankelmüthiger, launenhafter, eigensinniger, eitler, furchtsamer, abergläubischer, schlauer, grausamer; der Freundschaft gegen das eigene Geschlecht beinahe unfähig; dem Manne oft schwärmerisch hingegeben; die Kinder durch Liebe an sich kettend und zu den grössten Aufopferungen für dieselben, oft auf die rührendste Weise, bereit. Wohlerzogen übertrifft es den Mann an Sittsamkeit, Milde, Demuth, Geduld und Frömmigkeit, und entfaltet Seelenreize, die alle körperliche Schönheit verdunkeln. Schlecht erzogen kann es zur Furie und Hyäne werden, und überbietet den Mann in allen Lastern.“

Habe ich in meinen obigen Schilderungen zu viel oder zu wenig gesagt?

Sie aber, theuerster Freund, mögen demnächst die rechte finden! Das ist mein herzlichster Wunsch.

Leben Sie recht wohl!

NACHWORT.

Dem Verfasser vorstehender Briefe sollte es nicht vergönnt sein, dieses sein letztes Werk, das er unter den Qualen aufreibender Krankheit in rastloser Thätigkeit geschaffen, im Drucke vollendet zu sehen.

Eduard Caspar Jacob von Siebold verschied am frühen Morgen des 27. Octobers 1861. In ihm ging wieder eine jener glänzenden Erscheinungen dahin, die nur noch vereinzelt, ehrwürdige Gestalten einer andern Zeit, in die Zunftmässigkeit heutiger Fachwissenschaft herüberragen, in ihm aber auch eine jener ursprünglichen, gefühlskräftigen, antiquen Naturen, wie sie nicht mehr auf dem Boden „politischer Reife" aber sittlicher Prüderie gedeihen wollen.

Mit Siebold verlor nicht nur die gesammte Medicin, insonderheit sein specielles Fach, für dessen Geschichte er zum Thukydides ward, einen wahren Meister, nicht nur seine engere Facultät der Göttinger Hochschule ihre anerkannteste Berühmtheit; mit ihm entbehren auch Hunderte eine treue Freundschaft, eine allzeit bereite Stütze, eine zuverlässige Berathung; und der ihm diese Worte nachruft, — vielleicht sein jüngster Freund, aber gewiss in den letzten Jahren ihm nahestehend wie keiner — er spricht es mit unverhohlener Ueberzeugung

aus, dass ein wärmeres Herz, ein reicheres Gemüth, eine lebendigere Empfindung für alles Grosse und Schöne nicht leicht in Menschenbrust gelegt ward, dass menschliche Schwäche und Leidenschaft nicht leicht in einem göttlicheren Boden wucherte.

Doch der Verstorbene wollte keinen Nekrolog! Er zog es vor, in schlichten Worten selbst zu berichten, was er gethan, wer er gewesen. Wohl ahnte er, dass er sein Leben zu Ende erzählt; dass es Freundeshand nur noch überlassen bleibe, das selbsterrichtete Denkmal auf sein Grab zu stellen. Sei es ein monumentum aere perennius!

Wer aber immer diese Blätter gelesen, er schenke dem Todten einen Augenblick freundlichen Andenkens!

QUAMQUAM FESTINAS, NON EST MORA LONGA, LICEBIT,
INJECTO TER PULVERE CURRAS!